H. Nat.
86

Fiche

H. Nat. 86.

Fiche

Historia naturalis. Systemata. 205.

~~N.° 415.~~

Büffons Geist,

oder

Kern

seiner

Naturgeschichte.

Aus dem Französischen des Herrn M****.

Naturae genium, patriae decus ac decus aevi.

ANTI - LUC.

Biblioth. Oberaltac.

St. Petersburg,

bey Johann Zacharias Logan,

1783.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorrede.

Ungeachtet die Naturgeschichte die Quelle anderer physikalischen Wissenschaften, und die Mutter der Künste ist, so wurde sie doch bis auf unsere Zeiten vernachlässiget. Das Schauspiel, welches uns das Universum darstellt, riß die Menschen hin, ohne ihre Neubegierde an sich zu ziehen. Zufrieden, die Forme und äusserliche Vortrefflichkeit der Materie zu bewundern, suchten sie in das Innere der Gegenstände nicht einzudringen. Diejenigen, welche einsahen, daß das Studium der Natur allein würdig sey, ein vernünftiges Wesen zu beschäftigen und zu vergnügen, wurden vielleicht durch die Ungewißheit und Trockenheit, die sie bey den Lehrern, so sie bisher getrieben haben, herrschen sahen, zurückgeschreckt.

Aristoteles, weniger bemüht, der Natur ihre Geheimnisse abzulocken, als sie nach seinen Ideen zu schmiegen, sah' sie nicht so, wie sie ist, sondern so, wie er sie sehen wollte. Er gab Namen für Ursachen an, und glaubte oft durch ein Wort die schwersten Probleme aufzulösen. Um sich einen neuen Weg zu bahnen, verließ er alle Philosophen, die sich vor ihm versucht hatten. Diese glaubten, daß die Veränderungen, die in der Natur vorgehen, nichts anders als eine neue Stellung der Theile der Materie sind; Aristoteles aber lehrte, daß sich dieses Arrangement unter den Wesen verlöre, und sich wieder von neuem hervorbrächte. Seine Lehrlinge thaten nichts weiter, als daß sie ihre Irrthümer zu den seinigen hinzufügten; und es gab keine Absurdität, die nicht ihre Anhänger und Vertheidiger gefunden hätte.

Alle Schulen waren peripatetisch, als endlich Deskartes erschien, und die Rechte der Vernunft und die Tyranney der Vorurtheile rächte. Da war es, als die Physik aus dem Schooß der Finsternisse hervorgieng, mit welchen sie der Präceptor Alexanders umhüllt hatte. Doch der Regierung

rung des Peripatetismus folgte die des hypothetischen Geistes. Von einer Ausschweifung fiel man in die andere; und ein Irrthum machte dem andern Platz. Deskartes, da er die Hitze einer erhöhten Einbildungskraft für das ruhige Licht der Wahrheit ansah, vernachlässigte die Betrachtung der reellen Effecte, und überließ sich der Spekulation von wahrscheinlichen Ursachen. Er mißkannte den Mechanismus der Natur, weil er die Verkettung und die Gesetze der verschiedenen Erscheinungen nicht studirte. Doch leistete er, ungeachtet seiner Systeme, der Physik große Dienste, und erleichterte die Entdeckung der Wahrheit.

Endlich erschien **Newton**. Nun gewann alles ein ganz anderes Ansehen. Dieser Weltweise öffnete sichere Pfade. Als Schöpfer eines simpeln und der Natur analoguen Systems bediente er sich der Demonstration bey Muthmaßungen; er lehrte uns, die Erfahrung mehr zu Rathe zu ziehen, als zu entscheiden, und die Wirkungen zu schätzen, ohne uns zu schmei-

cheln, daß wir in die Ursachen eingedrungen hätten.

Als aber der Natur der Schleyer, durch welchen sie uns ihre Geheimnisse entzog, beynah gänzlich entzogen war, war es nöthig, das große Gemählde ihrer Operationen zu zeichnen. Und in diesem nämlichen Zeitpunkt nahm sie auch selbst die Sorge über sich, denjenigen zu formiren, der die Ehre haben sollte, uns ihre Geheimnisse zu enthüllen. Sie hat ihn zu diesem Endzwecke mit einem großen und durchdringenden Genie begabt, das fähig ist, sich der entferntesten Gegenstände zu bemächtigen, die ausgedehntesten zu messen, die sublimsten zu berühren, alle Schattirungen wahrzunehmen, und das Ganze der zusammengesetztesten Dinge zu umfassen. Der Nebenbuhler von **Lucrez** und **Plato**, Herr von **Büffon** nämlich, ist über den **Aristoteles** und **Plinius** eben so sehr erhaben, als die gesunde Philosophie unserer Tage über die Irrthümer der alten Naturlehre. Er ist durchaus seinem Gegenstande gleich; das größte Lob, das man dem Geschichtschreiber der Wunder

des

des Universums geben kann! Er ist simpel, veränderlich und majestätisch, wie die Natur, die er in einer so wahren und kraftvollen Manier malt. So wie sie steigt er zu den kleinsten Details herab, um bey keinem Gegenstande eine Lücke zu lassen, wo alles interessirt. Seine Naturgeschichte, das nützlichste und schönste Produkt dieses Jahrhunderts, ist ein Denkmal der Beredsamkeit und des Genies, welchem das Alterthum nichts entgegen zu setzen hat, und die Bewunderung aller künftigen Zeitalter seyn wird. Wenn man sie lieset, wer wird ihrem berühmten Autor nicht diese zwo Eigenschaften zugestehen, die er selbst bey einem Naturalisten fodert, und einander so entgegen gesetzt zu seyn scheinen, nämlich: die großen Blicke eines brennenden Genie's, welches alles in einem Augenblicke umfaßt, und diese kleinen Aufmerksamkeiten eines arbeitsamen Instinkts, der sich nur auf einen einzigen Punkt hängt? Wer wird auf ihn nicht dasjenige anwenden, was er vom Plinius sagt, daß er nämlich nicht nur allein alles das wisse, was man wissen könne, sondern auch, daß er die Leichtigkeit habe,

im Großen zu denken, welches das Wissen vermehrt! Man bewundert die Genauigkeit und Weitläuftigkeit seiner Untersuchungen, und die Stärke und die Solidität seiner Raisonnements eben so sehr, als den Adel und die Reinheit seines Styls, und die Harmonie und die Klarheit seines Ausdrucks. Was die Philosophie erhabenes, die Physik merkwürdiges, die Beredsamkeit edles, und die Poesie glänzendes hat, findet sich alles vereinigt in seiner Naturgeschichte. Ueberall sieht man zugleich einen Weltweisen, Redner und Poeten, der von der Liebe zur Wahrheit begeistert ist, der mit Annehmlichkeit malt, das Herz interessirt, und den Geist erhebt; überall streut er Blumen; angenehme Beschreibungen, lachende Bilder, edle Empfindungen und erhabene Ideen, dies alles ist in seinem Werke vereinigt; und kann allen Arten dieser Schönheiten zum Muster dienen.

Einige von Imagination entblößte Geister haben zwar die Schreibart des Herrn von Büffon zu poetisch gefunden; aber wem anders soll es zukommen, zu malen,

malen, sagt Herr Palissot, als dem Geschichtschreiber der Natur? und das Mittel mit einer Meisterhand zu malen, ohne nicht zuweilen das geheiligte Feuer der Poesie zu rauben? — Aber lasset uns die Leser beklagen, die bey den lebhaften und rührenden Zügen, die der Mahler der Natur anzuwenden und dadurch seine Gemälde zu beleben wußte, unempfindlich sind. Warum sollte er sich nicht schimmernder und veränderter Farben bedienen, um die Aufmerksamkeit derjenigen Leser zu unterhalten, die mit erhabenen Gegenständen wenig vertraut sind, und die zurückbeben, sobald es sie etwas kostet, wenn sie dieß oder jenes begreifen sollen? Er hat das seltene Talent, die abstractesten Materien für die gemeinsten Geister faßlich zu machen, ohne sie dadurch von Seite der Energie etwas verlieren zu lassen; und seine Feder hat ihnen eine Zierde geliehen, deren sie bis auf ihn, nicht fähig schienen.

Aber das, was man bey seiner Naturgeschichte am meisten bewundern muß, ist diese Verkettung, diese Ordnung, die in allen Theilen dieses weitläuftigen Ge-

bäudes herrscht; besonders aber diese Einheit, die ihren Reiz ausmacht, und das wahre Genie anzeigt. Die Produkte der Natur selbst sind nur deshalb so verwunderungswürdig und so vollkommen, weil jedes Werk ein Ganzes ausmacht, und weil sie immer nach einem ewigen Plan arbeitet, von welchem sie sich nie entfernt. Ihre Produkte setzen uns in Erstaunen, aber es ist vorzüglich nur der göttliche Abdruck, wovon sie die Züge aufweisen, der uns noch mehr frappiren soll, wie Herr von **Büffon** selbst bemerkt hat.

Dieser erhabene Geschichtschreiber fängt das Gemälde der Natur mit dem an, was in derselben das Größte ist, und steigt hernach stufenweise zu den Gegenständen herab, die uns faßlicher sind. Er erklärt anfänglich die Entstehung des Universums, welche immer so sehr die philosophische Neugierde beschäftigt hat. Wenn sein System nicht alle Züge der Evidenz an sich hat, so ist es deswegen, weil es dem Menschen nicht gegeben ist, an der höchsten Einsicht Theil zu nehmen. Aber seine Muthmaßungen sind die wahrscheinlichsten,

lichsten, die man je erdacht hat, weil man durch sie mehr Erscheinungen erklären kann, als durch eine jede andre Meynung. Sie leiten ausserdem auf glückliche Entdeckungen, erweitern die Sphäre unserer Begriffe, und erheben die Seele des Lesers. Man liebt zu sehen, daß der menschliche Verstand aus seinem engen Kreis entschlüpft, sich zu den höhesten Regionen erhebt, den ganzen Umfang durchläuft, so zu sagen in den Rath des Allerhöchsten eintritt, in gewisser Maaß das Genie dieses großen Baumeisters studirt, und sich also zum Zeugen der Entwickelung des Chaos macht.

Nachdem uns Herr von Büffon in das Heiligthum der Natur eingeführt hat, zeigt er uns auch die äussere Dekoration der Erde. Er schildert anfangs die verschiedenen Eigenschaften dieses unsichtbaren und leichten Elements, das sie umgiebt; dieser in allen ihren Theilen ausgebreiteten Wärme, die ihr Seele und Leben giebt. Er lehrt uns, daß diese übermäßigen Höhen, die eben so weitläuftige Ketten formiren, als das Land, keine un-

nützen

nützen und ungestalten Auswüchse eines übel angeordneten Globus sind; sondern, daß sie bewunderungswürdige, von dem Schöpfer gebaute und angeordnete Instrumente sind, um seine Wohlthaten der ganzen Erde auszutheilen. Die Berge behalten die Dünste der Luft, und formiren in ihrem Schooße weitläuftige Behälter, woraus jene lebhaften und heilsamen Wässer fliessen, die den Keim der Fruchtbarkeit über die Felder verbreiten. Diese unermeßliche Aushöhlungen, die gemacht sind, um den Ueberfluß aufzunehmen, und deren Ausdehnung eben so groß ist, wie die des festen Landes, stellen ein eben so großes und bevölkertes Reich vor.

Wenn man mit Herrn von Büffon alle Erscheinungen der Natur studirt hat, die Wohlthaten dieser weisen Mutter sowohl, als ihre Strenge, so ist man gezwungen, überall die Züge der Gottheit zu erkennen; überall bietet sich diese unsern Blicken dar. Und diejenigen, so an dem Universo so viel auszusetzen haben, sind entweder Unwissende, oder Menschen, die verlangen, daß alles nur ihrentwegen

gemacht seyn soll, und daß man nur allein ihre Bequemlichkeit dabey zum Gegenstand gehabt haben soll.

Eine noch interessantere Geschichte folgt dem Gemälde der Revolutionen des Globus. Das eigene Studium des Menschen ist der Mensch. Dieser Grundsatz, durch welchen der englische **Homer** die Untersuchung der Leidenschaften und Laster verstand, läßt sich eben sowohl und mit Richtigkeit auf den materiellen Menschen anwenden, das ist, auf die verschiedenen Theile, aus welchen unser Individuum besteht. Dieses Studium ist sogar dem erstern vorzuziehen, weil es wenigern Irrthümern unterworfen ist. Die Naturgeschichte, wovon die Anatomie die wesentlichste Branche ist, hat weder Suppositionen noch einer blinden Leichtgläubigkeit nöthig. Sie sucht die Einbildungskraft nicht zu überraschen, sie redet zu den Augen eine verständliche Sprache, und nur durch sie gelangen wir zur moralischen Kenntniß unserer selbst. Kann man wohl in der That den Bau des menschlichen Körpers untersuchen, ohne zugleich

in das sublime Principium einzudringen, das ihn belebt?

Nachdem uns Herr von Büffon die Vortrefflichkeit unserer Natur und die Superiorität über die Thiere bewiesen hat, giebt er uns eine wahre und rednerische Beschreibung des menschlichen Körpers. Der Schöpfer begnügte sich nicht damit, sein Aeusserliches zu formen und auszuputzen; er baute auch in seinem Innern das, was ihm Leben, Bewegung und Fruchtbarkeit geben soll, und machte, mit einer Oekonomie, deren nur er allein fähig ist, alle Triebfedern, die Empfindungen hervorbringen, und nach der Reihe die Gedanken entstehen machen.

Herr von Büffon giebt von der Schwäche und Größe des Menschen ein herrliches Gemälde. Er lehrt seine Organe, die Entwickelung und Verrichtungen der Sinne, ihren Gebrauch nach seinem ganzen Umfang, und die Fehler erkennen, denen wir von der Natur unterworfen sind. Er endigt endlich mit einem erhabenen Stück, worinn er den Menschen so reden läßt, wie man glauben kann, daß er im ersten Augenblick der Schöpfung

war;

war; das ist: mit seinen vollkommen formirten, aber für ihn und für das was ihn umgab ganz neuen Organen.

Ich werde mit dieser schwachen Skizze von dem unermeßlichen Gemälde der Natur nicht weiter fortfahren. Nur wollen wir mit ihrem Geschichtschreiber das Universum durchlaufen, um die Verschiedenheiten, welche das menschliche Geschlecht unterscheiden, zu bemerken, und mit ihm die Natur und die Geschichte dieser nützlichen Thiere zu studiren, die unsere Freunde und Wohlthäter geworden sind; und endlich auch jene wilden Thiere, die sich unserer Gewalt zu entziehen wissen, und die Herrschaft der Erde mit uns zu theilen scheinen. Nur mit diesem erhabenen Genie muß man die Natur sehen, und sie auf der That überraschen, um ihre Triebfedern zu entdecken.

Wenn sich die Menschen in ihren Schriften malen, was für eine Idee muß uns also nicht die Naturgeschichte von ihrem Autor machen? Ich wage es nicht, ihn so vorzustellen, wie er ist; nur großen Malern geziemt es, große Männer zu schildern. Der Name des Herrn von Büffon ist in

der ganzen Welt bekannt. Jedermann weiß, daß er sich durch die Vereinigung männlicher Tugenden mit hohen Talenten unsterblich gemacht hat. Er nahm unsere heilige Religion zur Basis an, und erkannte die Nothwendigkeit einer göttlichen Erhebung zu einer Zeit, wo die Ruchlosigkeit triumphirt, der Mißbrauch des Verstandes Vernunft genannt wird, und paradoxe Sätze zu Principien geworden sind.

Es ist unnütz, hier die Beweggründe anzuführen, die uns vermocht haben, dem Publiko diesen Kern der Naturgeschichte vorzulegen. Wir glauben, daß er sowohl von einsichtsvollen Lesern die in demselben eine richtige Idee von den Kenntnissen des Autors und seines Jahrhunderts finden werden; als auch von Lesern, die nicht gemacht sind, viel zu denken, und, da sie nur die Abwechselung lieben, sich zurückschrecken, sobald ein Werk eine zu anhaltende Aufmerksamkeit fordert, wohl werde aufgenommen werden.

Innhalt.

Innhalt.

Vorrede. — —

Abschnitt:

I. Der Mensch nach der Schöpfung S. 1

II. Von den Principien des Menschen 10

III. Die Seele wird mit dem Leib verglichen 13

IV. Gemälde des Menschen — 16

V. Von der Stärke des Menschen — 18

VI. Der Mensch mit dem Thier verglichen 23

VII. Der Stand der rohen Natur 28

VIII. Von den Wilden — 35

Abschnitt:

IX. Von dem gesellschaftlichen Menschen S. 38

X. Von der Enthaltung vom Fleisch 39

XI. Gemälde des moralischen Menschen ꝛc. — — 42

XII. Von der Liebe bey dem Menschen und Thieren — — 46

XIII. Von dem Ehstand — 49

XIV. Von den Quellen des Glücks ꝛc. 52

XV. Vom Tode — — 57

XVI. Von der Einbildungskraft — 62

XVII. Vom Gedächtniß — 63

XVIII. Von den Träumen — 64

XIX. Von den Moden — 71

XX. Von

Abschnitt:

XX. Von den Verschiedenheiten des menschlichen Geschlechts — S. 74

Von den Tartaren — 78

— Chinesern — 79

— Japonesern — 80

— Menschen mit Schwänzen 81

— Völkern Indiens 82

— Mogolen — 83

— Persiern — 84

— Arabern — 87

— Aegyptiern — 87

— Völkern der Barbarey 88

— Georgianern — 90

— Cirkassiern und Mingrelier 90

Von den Türken — S. 91
— Juden — 92
— Griechen — 92
— Völkern Europens — 93
— Schweden — 94
— Dänen — 99
— Russen — 99
— Aethiopiern — 101
— Heuschreckenfressern — 102
— Schwarzen — 103
— Negern in Senegal 103
— — des grünen Vorgebürges — 106
— — von Guinea 107
— — Congo — 108
— Die Völker, welche die zwote Race ausmachen 111

Von

Abschnitt:

Von den Völkern in Natal, Sofala und Monomotapa S. 112

— Ursachen der Verschiedenheit der Gestalt und Farbe bey den Menschen — 126

XXI. Von der Herrschaft des Menschen über die Thiere — 129

XXII. Das Pferd — 133

XXIII. Der Esel — 137

XXIV. Der Ochs — 139

XXV. Die Ziege und das Schaf 142

XXVI. Der Hund — 144

XXVII. Die Katze — 150

XXVIII. Die wilden Thiere 152

Von dem Vergnügen der Jagd 153

XXIX. Der Fuchs — 156

XXX. Der Wolf — 158

XXXI. Der Affe mit dem Menschen verglichen 160

XXXII. Die Orang-Outangs ꝛc. 168

Abschnitt:

XXXIII. Der Biber — S. 180
XXXIV. Der Löwe — 189
XXXV. Der Tiger — 192
XXXVI. Der Elephant — 195
XXXVII. Der Rhinocerus — 201
XXXVIII. Das Kameel — 203
XXXIX. Die Bienen — 208
XL. Erste Betrachtung über die Natur ꝛc. 215
XLI. Zweyte Betrachtung über die Natur 232
XLII. Von den Vulkanen 254
XLIII. Von der Philosophie 255
XLIV. Alles ist gut — 258
XLV. Vom Styl — 259

Kern

von

Büffons

Naturgeschichte.

Erster Abschnitt.

Der Mensch nach der Schöpfung,

oder

die Entwiklung seiner Sinne.

Noch erinnre ich mich jenes Augenblikes voll Freude und Unruh, da ich meine Existenz zum ersten mal fühlte. Ich wuste nicht, was ich war, wo ich war, und woher ich kam. Als ich die Augen öfnete; Gott! welch ein Uebermaß von Gefühl! Der Schimmer des Lichtes, das blaue Gewölbe des Himmels, die Grüne der Erde, der Kristall der Wässer, alles beschäftigte mich, belebte mich, und erregte ein unnennbares Gefühl von Vergnügen in mir; und in dem ersten Augenblike glaubte ich, daß alle diese Gegenstände in mir wären, und Theile meiner selbst ausmachten.

Ich bestärkte mich in diesem aufkeimenden Gedanken, als ich meine Augen gegen die Quelle des Lichtes erhob. Die Empfindlichkeit des Glanzes schloß sie mir wieder. Ungerne drükt' ich die Augenlieder zu, und ich fühlte eine Art eines leichten Schmerzes. In diesem Augenblike von Finsterniß glaubt' ich beynah' mein ganzes Wesen verlohren zu haben.

Traurig, und von Erstaunen hingerissen dacht' ich noch dieser grossen Verändrung nach, als ich auf einmal verschiedne Töne hörte. Der Gesang der Vögel, und das Gemurmel der Luft machten ein Concert, dessen angenehmer Eindruk mich bis in das Innerste der Seele rührte. Ich hörte demselben lange Zeit zu, und überredte mich bald, daß diese Harmonie ich sey.

Aeusserst aufmerksam, und gänzlich mit dieser neuen Art von Existenz beschäftigt, vergaß ich schon das Licht, diesen andern Theil meines Wesens, den ich zuerst erkannte. Allein, ich öfnete die Augen wieder; und welch eine Freude, mich in dem Besize so vieler glänzender Gegenstände zu sehen! — Mein Vergnügen übertraf alles das, was ich das erste mal fühlte, und löschte auf eine Zeit den bezaubernden Eindruk der Töne aus.

Meine Blike verweilten auf tausend Gegenständen; ich nahm bald wahr, daß ich diese Gegenstände verlieren und wieder finden konnte, und daß ich die Macht hätte, diesen schönen Theil meiner Selbst nach meinem Gefallen zu zerstören, und wieder zu schaffen; und ob mir gleich seine Grösse,

nach

nach der Menge der Lichtstrahlen, und nach den Verschiedenheiten der Farbe zu urtheilen, unermeßlich schien, so glaubt' ich doch zu erkennen, daß alles in einem Theile meines Wesens enthalten seyn müsse.

Schon fing ich an, ohne Erschütterung zu sehn, und ohne Unruh zu hören, als mir ein kühler leichter Wind Wohlgerüche zuführte, die mir eine Art innerlicher Ohnmacht verursachten, und mich mit einem gewissen Gefühl von Liebe gegen mich selbst erfüllten.

Bewegt durch alle diese Empfindungen, und vom Vergnügen einer so großen und schönen Existenz hingerissen, erhob' ich mich mit einemmale, und fühlte mich durch eine unbekannte Kraft an eine andre Stelle gebracht.

Aber kaum hatt' ich einen Schritt gethan, so machte mich die Neuheit meiner Situation unbeweglich; mein Erstaunen war unaussprechlich. Ich glaubte, daß meine Existenz von mir flöhe; und da die Bewegung, die ich machte, alle Gegenstände verändert hatte, so bildete ich mir ein, daß alles in Unordnung sey.

Ich legte die Hand auf meinen Kopf; ich berührte Stirne und Augen, befühlte meinen ganzen Körper, und nun schien mir meine Hand das Hauptorgan meiner ganzen Existenz zu seyn. Das, was ich in denselben empfand, war so deutlich und so vollkommen; und dessen Genuß schien mir in Vergleichnng des Vergnügens, welches mir das Licht und die Töne verursacht hatten, so

fühlbar, daß ich mich gänzlich an diesen soliden Theil meines Wesens attachirte. Und ich empfand, daß meine Ideen anfingen, eindringender und wahrer zu werden.

Alles, was ich an mir berührte, schien meiner Hand Gefühl für Gefühl zu geben, und jede Berührung brachte in meiner Seele eine doppelte Idee hervor.

Ich blieb nicht lange, ohne wahrzunehmen, daß diese Kraft zu fühlen in allen Theilen meines Wesens ausgebreitet sey, und ich erkannte bald die Grenzen meiner Existenz, die mir anfänglich so unermeßlich in ihrer Ausdehnung geschienen hatten.

Ich warf meine Augen auf meinen Körper, und hielt ihn von einem so enormen Umfang, und so groß, daß mir alle Gegenstände, die mir bisher in die Augen gefallen waren, durch die Vergleichung mit ihm, nur erleuchtete Punkte zu seyn schienen.

Ich untersuchte mich lange Zeit, und betrachtete mich mit Vergnügen; legte meine Hand auf das Auge, fühlte seine Bewegung, und hatte von allen die sonderbarsten Ideen. Ich glaubte, daß die Bewegung meiner Hand nur eine Art einer vorübergehenden Existenz, oder eine Folge ähnlicher Dinge sey. Als ich sie meinen Augen näherte, schien sie mir grösser zu seyn, als der ganze Körper; und sie machte dadurch eine unendliche Menge Gegenstände vor meinen Augen verschwinden.

Ich fieng an zu vermuthen, daß es in dieser Empfindung eine Illusion geben müste, die von den Augen herkäme. Da ich sehr deutlich gesehen hatte, daß meine Hand nur ein kleiner Theil meines Körpers sey, so konnt' ich nicht begreifen, daß sie sich so sehr vergrössert haben solte, um mir von einem so unermeßlichen Umfange zu scheinen. Ich entschloß mich also, nichts mehr, als dem Gefühl zu trauen, welches mich noch nicht betrogen hatte, und gegen iede andre Art von Empfindung auf meiner Hut zu seyn.

Diese Vorsicht war mir sehr nüzlich; denn als ich mich weiter in Bewegung sezte, und mit aufgerichteten und gen Himmel gekehrten Haupte einher gieng, stieß ich sachte an einen Palmbaum. Von Furcht und Schreken überfallen strekt' ich meine Hand gegen diesen fremden Körper aus, denn dafür hielt ich ihn, weil er mir nicht Gefühl für Gefühl gab, und ich kehrte mich mit einer Art von Abscheu von demselben weg. Dies war das erste mal, daß ich erkannte, daß es noch etwas ausser mir gäbe.

Durch diese neue Entdeckung mehr, als durch jede andre, beunruhigt, hatt' ich Mühe, mich davon zu versichern; und nachdem ich über diese Erscheinung nachgedacht hatte, schloß ich, daß ich von den äusserlichen Gegenständen, wie von den Theilen meines Körpers urtheilen müste; und daß es nur das Gefühl wäre, was mich von ihrer Existenz versichern könnte.

Nun sucht' ich alles zu berühren, was ich sah'. Ich wolte die Sonne befühlen, und ich strekte so gar meine Hände aus, um den Horizont zu umarmen; aber ich fand nichts, als das Leere der Luft.

Bey ieder Erfahrung, die ich machte, fiel ich aus einem Erstaunen in das andre, denn alle Gegenstände schienen mir gleich nahe zu seyn; und nur nach einer unendlichen Menge dieser Erfahrungen lernt' ich erst mich der Augen zu bedienen, um meine Hand zu leiten. Gleich wie mir nun selbe Ideen aller verschiednen Eindrüke verursachte, die ich durch den Sinn des Gesichts erhielt, meine Empfindungen aber unter sich selbst noch nicht übereinstimmten, so konnten meine Urtheile davon nicht anders, als höchst unvollkommen seyn; und das Ganze meines Wesens war für mich selbst nur noch eine Existenz in Verwirrung.

Da ich mich so ganz mit mir selbst beschäftigte; mit dem, was ich wäre, und mit dem, was ich seyn könnte, so demüthigten mich die Widersprüche, die mir bey jedem Gedanken entgegen kamen. Je mehr ich nachdachte, je mehr Zweifel stiessen mir auf. Diese Ungewißheiten ermüdeten mich endlich; meine Seele war von so vielen Bewegungen stumpf; meine Knie brachen — und auf einmal fand ich mich in einer Situation von Ruhe. Dieser Zustand gab meinen Sinnen neue Kräfte. Ich hatte mich unter dem Schatten eines schönen Baumes gelagert, dessen herrliche Früchte sich traubenweise zu meiner Hand herab neigten; ich berührte sie sachte, und alsogleich theilten sie sich

von

von dem Aste, wie die Feige zur Zeit ihrer Reife vom Stamme fällt.

Als ich mich einer dieser Früchte bemächtigt hatte, bildete ich mir ein, eine grosse Eroberung gemacht zu haben, und ich wünschte mir selbst zu dem Vermögen Glük, welches ich fühlte, ein anderes Wesen ganz und gar in meiner Hand halten zu können. Seine Schwere, ob sie gleich unbeträchtlich war, schien mir einen belebten Widerstand zu thun, den ich zu überwinden mir ein Vergnügen machte.

Ich näherte diese Frucht meinen Augen; und als ich ihre Gestalt und ihre Farben betrachtete, so verursachte ein überaus köstlicher Geruch, daß ich mir solche noch mehr näherte. Als ich sie an meinen Lippen hatte, schlürft' ich ihren Wohlgeruch mit vollen Zügen ein, und genoß das Vergnügen des Geruchs in seiner vollen Stärke. Ich war innerlich ganz von dieser balsamischen Luft erfüllt; mein Mund öfnete sich, um sie auszuhauchen, und öfnete sich abermal, um sich derselben wieder zu bemächtigen. Indessen fühlt' ich doch, daß ich einen innern noch feinern, und noch delikatern Geruch besässe, als der erste war. Endlich schmekte ich.

Welch ein Geschmak! welche Neuheit von Empfindung! Bisher hatt' ich nur Vergnügen gehabt; der Geschmak aber gab mir die Empfindung der Wollust, und aus dem Genuß entstand die Idee des Besizes. Ich glaubte, daß die Substanz die-

 ser

ser Frucht die meinige geworden sey, und daß es in meiner Macht stünde, Wesen umzuschaffen.

Geschmeichelt von dieser Idee von Macht, und aufgefordert durch das Vergnügen, welches ich gefühlt hatte, sammelte ich die zwote und dritte Frucht; und ich ermüdete nicht, meine Hand zu üben, um meinem Geschmake Genüge zu thun. Allein eine angenehme Mattigkeit, die sich nach und nach all meiner Sinne bemächtigte, beschwerte all meine Glieder, und unterbrach die Activität meiner Seele, von deren Unthätigkeit ich durch das Weichliche meiner Gedanken urtheilte. Meine Empfindungen rundeten alle Gegenstände, und stellten mir nur schwache und unvollendete Bilder dar. In diesem Augenblike schlossen sich meine Augen, die mir nunmehr unnüz geworden waren, und mein Haupt, das durch seine Muskeln nicht mehr unterstüzt wurde, neigte sich, um eine Stüze auf dem Rasen zu finden.

Alles war ausgelöscht, alles verschwand. Der Faden meiner Gedanken war unterbrochen, und ich verlohr die Empfindung meiner Existenz. Dieser Schlaf war tief, aber ich weis nicht, ob er auch von langer Dauer war, indem ich noch keinen Begrif von der Zeit hatte, und sie also nicht messen konnte. Mein Erwachen war nur eine zwote Geburt, und ich fühlte lediglich, daß ich aufgehört hatte zu seyn.

Dieses Nichtbewustseyn, welches ich so eben erfahren hatte, gab mir eine Idee von Furcht, und

und machte mich fühlen, daß ich nicht immer seyn soll.

Ich hatte noch eine andre Unruhe; ich wuste nicht, ob ich nicht einen Theil meines Wesens in dem Schlafe zurückgelassen hätte. Ich versuchte also all meine Sinne, und suchte wieder mich selbst zu erkennen.

Allein, während dem, als ich mit den Augen meinen Körper untersuchte, um mich zu versichern, ob mir auch meine Existenz ganz geblieben wäre, wie groß war mein Erstaunen, als ich an meiner Seite eine Gestalt sah, die der meinigen ähnlich war. Ich hielt sie für ein andres Ich; und weit entfernt, zu wähnen, daß ich während dem, als ich aufgehört hatte zu seyn, etwas verlohren hätte, glaubte ich mich verdoppelt zu haben. Ich strekte meine Hand gegen dieses neue Wesen aus; aber welches Erstaunen! Es war nicht ich, aber mehr, als ich, und besser als ich. Ich glaubte, meine Existenz wolte den Ort verändern, und gänzlich in diese zwote Helfte meiner selbst übergehen.

Inzwischen fühlt' ich, daß sie sich unter meiner Hand belebte; ich sah' sie, wie sie in meinen Augen las, die ihrigen gossen neues Leben in meine Adern, und ich hätte gewünscht, ihr mein ganzes Wesen hingeben zu können. Dieser lebhafte Wille endigte meine Wirklichkeit, und ich empfand einen sechsten Sinn in mir entstehen.

Das Licht des Tages war in diesem Augenblike am Ende seiner Laufbahne, und löschte seine Flamme aus. Ich merkte kaum, daß ich den Sinn

 des

des Gesichts verlohr; ich existirte zu sehr, um zu fürchten, daß ich aufhören könnte zu seyn, und es war vergeblich, daß die Dunkelheit, worin ich mich befand, mich an die Idee meines ersten Schlafes erinnerte.

Zweeter Abschnitt.

Das Wesen des Menschen.

Der innere Mensch ist zweyfach. Er ist aus zwey Prinzipien zusammengesezt, die durch ihre Natur verschieden, und einander durch ihre Thätigkeit entgegen sind. Die Seele, dieses geistige Wesen, dieses Prinzipium aller Erkenntnißkraft, steht mit diesem andern thierischen und blos materiellen Wesen immer im Gegensaz. Das erste ist ein reines Licht, welches Ruhe und Heiterkeit begleiten; eine heilsame Quelle, aus welcher Wissenschaft, Vernunft und Weisheit kömmt. Das andre hingegen ist ein falscher Schimmer, welcher nur im Sturm und in der Dunkelheit glänzt; ein ungestümer Strom, welcher mit Leidenschaften und Irrthümern fortrollt.

Das thierische Wesen entwikelt sich am ersten; und gleich wie es lediglich materiel ist, so fängt es auch gleich von der Zeit an zu wirken; als der Körper Schmerz und Vergnügen fühlen kann. Es bestimmt uns am ersten, und zwar so bald, als wir von unsern Sinnen Gebrauch machen können.

das geistige Wesen faßt viel später Grund, und entwikelt und vervollkommet sich erst durch Hülfe der Erziehung. Nur durch die Mittheilung der Gedanken eines andern geschieht es, daß ein Kind selbst nachdenkend und vernünftig wird, und ohne diese Mittheilung würde es unwissend oder fantastisch seyn, nach dem Maaße der Unthätigkeit, oder Wirksamkeit seines innern materiellen Sinnes.

Es ist leicht, wenn man sich selbst untersucht, die Wirklichkeit dieser zwoen Prinzipien zu erkennen. Es giebt Augenblike des Lebens, ja selbst Stunden, Tage und Jahrszeiten, worin wir nicht allein von der Gewisheit ihrer Existenz, sondern auch von der Verschiedenheit ihrer Wirksamkeit urtheilen können. Ich meine nämlich diese Zeiten der Langeweile, des Mitleidens und Ueberdrusses, wo wir uns zu nichts entschliessen können, wo wir das wollen, was wir nicht thun, und thun, was wir nicht wollen; diesen Zustand oder diese Krankheit, welcher man den Namen der Vapeurs gegeben hat, ein Zustand, worin sich müssige Menschen so oft befinden, und auch wohl solche, die eben von keiner Arbeit gedrungen werden.

Wenn wir uns in diesem Zustande betrachten, so wird uns unser Ich in zwo Personen getheilt scheinen, wovon die erste, welche das vernünftige Vermögen vorstellt, das verwirft, was die zwote thut, aber nicht stark genug ist, um sich fühlbar genug demselben zu widersezen und sie zu überwinden. Im Gegentheil zwingt diese leztre, indem sie

sie von allen Illusionen unsrer Sinne und unsrer Einbildungskraft zusammengesezt ist, die erstre, schleppt sie mit sich fort, drückt sie oft nieder, und verursacht, daß wir gegen dasjenige handeln, was wir denken, oder zwingt uns zur Unthätigkeit, wenn wir gleich den Willen haben zu wirken.

Wenn der vernünftige Theil unsers Wesens herrscht, dann beschäftigt man sich ruhig mit sich selbst, mit seinen Freunden, mit seinen Geschäften; und man wird der Gegenwart des andern Prinzipiums nicht gewahr, es sey denn durch unwillkürliche Zerstreuungen.

Aber wenn die Reihe zu herrschen an diesen leztern kömmt, dann überläst man sich mit Hize seinen Zerstreuungen, seinen Sinnlichkeiten, seinen Leidenschaften; und kaum denkt man durch Augenblike an jene Gegenstände selbst, die uns beschäftigen und uns gänzlich erfüllen.

In jedem Falle sind wir glüklich; im ersten herrschen wir zu unsrer eigenen Genugthuung, und im zweyten gehorchen wir mit noch mehr Vergnügen; und gleich wie es nur eines dieser zwey Prinzipien ist, welches alsdenn in Thätigkeit ist, und welches ohne Widersezung von Seite des andern wirket, so fühlen wir keinen innerlichen Widerspruch; unser Ich scheint uns einfach, weil wir nur eine einfache Wirkung wahrnehmen; und diese Einheit der Thätigkeit ist es, worin unser Glük besteht. Denn sobald wir durch Ueberlegung dahin kommen, unsre Vergnügungen anzuklagen, oder durch die Macht unsrer Leidenschaften die Vernunft

nunft zu hassen suchen, so hören wir auf, glüklich zu seyn; wir verliehren die Einheit unsrer Existenz, worin unsre Ruhe besteht. Der innerliche Widerspruch erneuert sich, die zwo Personen widersezen sich einander, und die zwey Prinzipien machen sich fühlen, und befestigen sich durch Zweifel, Unruhen und Gewissensbisse.

Daher kann man schliessen, daß der aller unglüklichste Zustand derjenige sey, wo diese zwo herrschenden Mächte der menschlichen Natur sich alle beyde in grosser Bewegung befinden, aber in einer solchen Bewegung, wo sie einander das Gleichgewicht halten. Hier ist es, wo die tiefste lange Weile ihren höchsten Grad erreicht; und von diesem schreklichen Ueberdruß seiner selbst, welcher uns keinen andern Wunsch übrig läst, als denjenigen, aufzuhören zu seyn, und uns nur soviel Thätigkeit erlaubt, als nöthig ist, um uns selbst zu zerstören, kömmt es, daß wir so kalt die Waffen unsrer Wuth gegen uns selbst kehren.

Dritter Abschnitt.

Die Seele wird mit dem Leibe verglichen.

Unsre Seele hat nur eine sehr einfache, sehr allgemeine und sehr beständige Forme; diese Form ist der Gedanke, und es ist uns unmöglich, unsre Seele auf eine andre Art zu begreiffen, als durch das Vermögen zu denken. Diese Form hat nichts

nichts theilbares, nichts ausgedehntes, nichts undurchdringliches, und nichts materielles. Der Gegenstand dieser Form also, nämlich unsre Seele, ist untheilbar, und immateriel. Unser Leib hingegen, und alle andre Körper, haben verschiedne Gestalten; iede derselben ist zusammengesezt, theilbar, veränderlich, zerstörbar, und alle beziehen sich auf die verschiedne Organe, durch welche wir sie wahrnehmen. Unser Körper und alle Materie hat also nichts beständiges, nichts reelles, nichts allgemeines, wodurch wir sie begreiffen, und uns versichern könnten, sie zu kennen.

Ein Blinder hat keine Idee von einem materiellen Gegenstande, welcher uns die Bilder der Körper vorstellt; ein Aussäziger, dessen Haut unempfindlich geworden ist, kann keine Begriffe von der Empfindung haben, die aus dem Gefühl entsteht. Ein Tauber kann die Töne nicht erkennen. Lasset uns nach und nach diese drey Mittel der Empfindung in dem Menschen, mit denen er versehen ist, zerstören, die Seele wird deshalb nicht weniger fortdauern; die innerlichen Verrichtungen werden bestehen, und die Denkenskraft wird sich innerlich immer von selbst befestigen. Wenn ihr im Gegentheil alle diese Eigenschaften der Materie nehmt; wenn ihr sie ihrer Farben, ihrer Ausdehnung, ihrer Dichtheit und aller andern Beschaffenheiten, die auf unsre Sinne einen Bezug haben, beraubet, so werdet ihr sie vernichten. Also ist unsre Seele unzerstörlich, die Materie aber kann und muß sterben.

Eben so ist es auch mit andern Kräften unsrer Seele beschaffen, wenn man sie gegen die des Leibes, und gegen die wesentlichsten Eigenschaften der Materie vergleicht. Die Seele will und gehorcht, und der Leib gehorcht soviel er kann. Die Seele vereinigt sich ohne Ausnahme mit dem Gegenstande, der ihr gefällt; mit der Entfernung, Grösse, Figur, und nichts kann dieser Vereinigung schaden, wenn sie die Seele will; sie geschicht, und geschicht in einem Augenblik. Der Körper hingegen kann sich mit nichts vereinigen; er wird von allem beschädiget, was er zu nahe berührt; es gehört viele Zeit dazu, um sich einem andern Körper zu nähern. Alles widersteht ihm, alles ist Hinderniß. Seine Bewegung hört beym mindesten Stoß auf.

Ist also der Wille nicht eine körperliche Bewegung, und die Ueberlegung eine einfache Berührung? Wie kann diese Berührung eines entfernten Gegenstandes, oder eines abgezogenen Begriffes geschehen? Und wie kann diese Bewegung in einem untheilbaren Augenblike wirken? Hat man sich je eine Bewegung ohne Raum und Zeit gedacht? Der Wille also, wenn er eine Bewegung ist, ist eine materielle Bewegung; und wenn die Vereinigung der Seele mit ihrem Gegenstande eine Berührung, eine Befühlung ist, geschicht diese Berührung nicht auch in der Ferne; und ist sie nicht das Vermögen, sich einzudringen? — Alles Eigenschaften, die jenen der Materie ganz und gar entgegen

entgegen gesezt sind, und die folglich nur einem unkörperlichen Wesen angehören können.

Vierter Abschnitt.

Das Bild des Menschen.

Alles im Menschen kündigt den Herrn der Erde an; alles in ihm, selbst sein Aeusserliches, zeigt seine Oberherrschaft über alle lebende Wesen an. Er geht aufrecht und erhaben einher; seine Stellung ist die eines Befehlhabers, sein Haupt betrachtet den Himmel, und zeigt ein majestätisches Angesicht, auf welchem die Charaktere seiner Würde eingedrükt sind. Das Bildnis der Seele ist auf demselben durch die Physionomie gezeichnet; die Vortreflichkeit seiner Natur durchdringt die körperlichen Organe, und belebt alle Züge seines Angesichtes mit einem göttlichen Feuer. Sein majestätischer Anstand, sein fester und kühner Gang — alles verkündigt seinen Adel und seinen Rang. Er berührt die Erde nur mit den entferntesten seiner äusserlichen Theile, er sieht sie nur von ferne, und scheint sie also zu verachten. Die Arme sind ihm nicht gegeben, um der Masse seines Körpers zu einer Stüze zu dienen; seine Hand soll nicht auf der Erde wühlen, und dadurch die Feinheit des Gefühls verlieren, wovon sie das vornehmste Organ ist.

Hände und Arme sind gemacht, um zu einem viel edlerm Gebrauche zu dienen, um die Befehle

des

des Willens auszurichten, um sich entfernter Dinge zu bemächtigen, um Hindernisse zu vermeiden, um solchen zuvor zu kommen, und dem Stosse auszuweichen, der ihnen schaden könnte; um das zu umfassen und zu behalten, was gefallen kann, und um es zum Genuß der andern Sinne vorzurichten.

Wenn die Seele ruhig ist, sind auch alle Theile des Gesichtes in einem Zustand der Ruhe; ihre Proporzion, ihre Vereinigung und ihr ganzes Wesen zeigen noch zur Genüge von der sanften Harmonie der Gedanken, und entsprechen der innern Stille.

Allein sobald die Seele bewegt ist, so ist das menschliche Angesicht, ein lebendes Gemählde, worauf die Leidenschaften mit eben soviel Delikatesse als Ausdruk gezeichnet sind; wo iede Bewegung der Seele durch einen Zug ausgedrükt ist, und iede Handlung durch einen Character, der den lebhaften und geschwinden Eindruk im Voraus anzeigt; der uns verräth und der die Bilder unsrer geheimsten Bewegungen durch die ausdrukvollsten Zeichen kenntbar macht.

Die Augen sind es hauptsächlich, worin sie sich mahlen, und worin man sie erkennen kann. Das Auge gehört der Seele mehr an, als iedes andre Organ; es scheint dieselbe zu berühren, und an ihren Bewegungen Theil zu nehmen; es drükt ihre lebhaftesten Leidenschaften, und ihre ungestümsten Erschütterungen eben so aus, wie ihre süssesten und angenehmsten Empfindungen. Es stelt solche im Augenblike ihrer Geburt in all ihrer Macht,

in all ihrer Reinigkeit dar; und es pflanzt sie mit geschwinden Zügen fort, die das Feuer, die Handlung, und das Bild derselben, wovon sie kommen, in eine andre Seele übertragen. Das Aug empfängt und wirft das Licht des Gedankens und die Wärme der Empfindungen zu gleicher Zeit wieder zurük; und es ist der Sinn des Geistes und die Zunge der Erkenntniß.

Fünfter Abschnitt.

Von der Kraft des Menschen.

Obgleich das Aeusserliche des menschlichen Körpers zärtlicher ist, als bey einem ieden andern Thiere, so ist er doch sehr nervös, und in Rüksicht seines Umfanges vielleicht stärker, als der Körper der stärksten Thiere. Denn wenn wir die Stärke des Löwen mit der des Menschen vergleichen wollen, so müssen wir in Erwägung ziehen, daß uns dieses Thier, indem es mit Klauen und Zähnen bewafnet ist, von der Anwendung seiner Kräfte einen ganz falschen Begrif giebt. Wir schreiben seiner Stärke zu, was nur seinen Waffen gehört. Die, welche der Mensch von der Natur empfangen hat, sind nicht beleidigend; wie glüklich, wenn ihm die Kunst nicht noch viel schreklichere in die Hände gegeben hätte, als die Klauen des Löwen sind!

Aber es giebt eine bessere Art, die Stärke des Menschen mit den Kräften der Thiere zu verglei-

chen, und zwar durch die Last, die er tragen kann. Ich erinnere mich, über die Stärke des Menschen eine Erfahrung des Herrn Desaguliers gelesen zu haben. — Er ließ eine Art von Küraß machen, mittelst welchen er ieden Theil des Körpers eines aufrecht stehenden Menschen mit einer gewissen Anzahl Gewichte beschwerte, dergestalt, daß ieder dieser Theile alles das trug, was er in Beziehung auf die übrigen ertragen konnte, und daß es keinen gab, der nicht so beladen war, wie er seyn sollte.

Mit dieser Maschine trug man, ohne sehr beladen zu seyn, eine Last von zwey tausend Pfunden. Wenn man diese Last mit derienigen vergleicht, welche ein Pferd tragen kann, und dabey den Umfang der Körper in Erwägung zieht, so wird man finden, daß, gleich wie der Körper dieses Thieres wenigstens sechs oder sieben mal mehr Umfang hat, als der Körper eines Menschen, man ein Pferd mit zwölf bis vierzehen tausend Pfunden soll beladen können, welches in Vergleichung mit den Lasten, die wir dieses Thier tragen lassen, ein ungeheures Gewicht ist, wenn wir solche auch so vortheilhaft vertheilen, als uns möglich ist.

Man kann auch von der Stärke durch die anhaltende Uebung, und durch die Leichtigkeit der Bewegungen urtheilen. Die Menschen, welche sich im Lauffen geübt haben, thun es hierin den Pferden zuvor, oder halten es wenigstens eine längere Zeit aus; und selbst bey einer mässigern Uebung wird ein Mensch, der zu gehen gewohnt ist, an iedem Tage einen grössern Weg zurüklegen, als

ein Pferd; und wenn er nur den nämlichen Weg macht, so wird der Mensch, indem er soviel gegangen hat, als nötig ist, daß das Pferd ganz hin wird, noch im Stande seyn, seine Reise fortzusezen, ohne davon incommodirt zu seyn.

Die Shater in Ispahan, welches Läuffer von Profession sind, machen sechs und dreyßig Meilen in vierzehen oder funfzehen Stunden. Die Reisenden versichern, daß es im Lauffen die Hottentotten den Löwen zuvor thun; und man erzält tausend andre wunderbare Dinge von der Behendigkeit der Wilden, und von den langen Reisen, welche sie zu Fusse in den steilsten Gebürgen, und in die beschwerlichsten Länder unternehmen, wo es weder gebahnte Wege noch Fußsteige giebt. Diese Menschen machen, sagt man, Reisen von tausend und zwölfhundert Meilen in weniger als sechs Wochen oder zwey Monathen. Giebt es wohl ein Thier, die Vögel ausgenommen, als welche in Vergleichung aller andrer Thiere, in der That die stärksten Muskeln haben, giebt es, sag' ich, ein Thier, welches diese langen Fatiguen aushalten könnte?

Der civilisirte Mensch kennt seine Kräfte nicht; er weis nicht, wieviel er durch die Weichlichkeit davon verliert, und wieviel er sich derselben durch die Gewohnheit einer starken Uebung verschaffen könnte.

Inzwischen finden sich doch zuweilen Menschen von ausserordentlicher Stärke unter uns; allein dieses Geschenk der Natur, welches ihnen theuer

seyn

seyn würde, wenn sie in dem Fall wären, es zu ihrer Vertheidigung oder zu nüzlichen Arbeiten anwenden zu können, ist in einer polizirten Gesellschaft nur ein sehr kleiner Vortheil, wo der Geist mehr thut, als der Körper, und wo die Handarbeiten nur für die lezte Klasse der Menschen gehören kann.

Die Weiber sind insgemein nicht so stark, wie die Männer; und der gröste Gebrauch, oder vielmehr der gröste Misbrauch, welchen der Mensch je von seiner Stärke gemacht hat, ist derjenige, daß er sich derselben oft auf eine tyrannische Art gegen diese Helfte des menschlichen Geschlechtes bedient hat, welche doch dazu gemacht ist, alle Vergnügungen und Mühseligkeiten des Lebens mit ihm zu theilen.

Die Wilden nötigen ihre Weiber unaufhörlich zu arbeiten; sie bauen sogar die Erde, und thun die beschwerlichsten Arbeiten, während daß der Mann unbekümmert in seinem Hangbette schläft, aus welchem er sich nur erhebt, um auf die Jagd oder auf die Fischerey zu gehen, oder um ganze Stunden auf demselben zu sizen; denn die Wilden wissen nichts von dem, was man promeniren nennt, und nichts von unsern Gewohnheiten sezt sie mehr in Erstaunen, als uns in gerader Linie so oft hin und her gehen zu sehen. Sie können nicht begreiffen, wie man sich ohne Nothwendigkeit eine solche Mühe machen kann, und wie man sich so oft bewegen kann, ohne dabey auf etwas abzuzielen.

Alle Menschen haben zwar einen Hang zur Trägheit, aber die Wilden der warmen Länder sind die trägsten von allen, zugleich aber auch gegen ihre Frauen die grausamsten, von welchen sie alles mit einer wahrhaft wilden Härte fordern.

Bey den polizirten Völkern haben die Männer, als die stärkern, Geseze gemacht, vermög welchen die Weiber immer die beleidigten sind, und zwar nach dem Verhältniß, als sie rohe Sitten haben; und nur bey civilisirten Nazionen haben die Frauen iene Würde erhalten, die zur Annehmlichkeit der Gesellschaft so natürlich und nötig ist. Auch die Feinheit der Sitten bey diesen Nazionen ist ihr Werk; sie haben der Stärke siegreiche Waffen entgegen gesezt, indem sie uns durch ihre Bescheidenheit die Macht ihrer Schönheit erkennen lehrten, welche eine viel grössere Gabe der Natur ist, als die Stärke, aber die Kunst voraussezt, sie geltend machen zu können. Denn die Begriffe, welche die verschiednen Völker von der Schönheit haben, sind so besonders und widersprechend, daß man alle Ursache zu glauben hat, die Weiber haben mehr durch die Kunst, sich wichtig zu machen, als durch dieses Geschenk der Natur selbst, gewonnen, von welchem die Menschen so verschieden urtheilen.

Sie sind ungleich mehr über den Werth desienigen einig, was in der That der Gegenstand ihrer Wünsche ist; und dieser Werth vermehrt sich, je schwerer es hält, ihn zu besizen. Die Weiber waren schön, so bald sie sich soviel Ansehen zu verschaffen wusten, um denienigen alles zu versagen,

die sie durch einen andern Weg, als durch den Weg der Empfindung zu gewinnen suchten; und da einmal Empfindung rege war, so muste auch Verfeinerung in den Sitten folgen.

Sechster Abschnitt.

Der Mensch wird mit den Thieren verglichen.

Man wird eingestehen, daß der Dümmste unter den Menschen geschikt genug ist, das verständigste aller Thiere zu leiten. Er befiehlt ihm, und macht es zu seinem Gebrauche geschikt; und dieses nicht so sehr durch Gewalt und Geschiklichkeit, als vielmehr durch die Obermacht seiner Natur, und dadurch, daß er einen vernünftigen Entwurf macht, daß Ordnung in seinen Handlungen ist, und durch eine Reihe von Mitteln, womit er das Thier ihm zu gehorchen zwingt. Denn wir sehen nicht, daß Thiere, welche stärker und geschikter sind, andern befehlen, und sich ihrer bedienen. Die Stärksten fressen die allerschwächsten; doch, diese Handlung sezt Bedürfnis und Begierde voraus, und ist eine Eigenschaft, die von derienigen sehr verschieden ist, welche eine Folge von Handlungen hervorbringen kann, die auf denselben Gegenstand gerichtet sind.

Wenn die Thiere mit diesem Vermögen begabt wären, würden wir nicht sehen, daß einige sich der Oberherrschaft über andre bemächtigen würden,

und daß sie sie nötigen würden, ihnen Nahrung aufzusuchen, bey ihnen zu wachen, und ihnen zu helfen, wenn sie krank oder verwundet sind?

Also giebt es unter allen Thieren kein Zeichen dieser Unterwürfigkeit; kein Anschein, daß einige unter ihnen die Uebermacht der Natur über andre kennen oder fühlen. Folglich muß man denken, daß sie in der That alle einer Natur sind, und daraus zugleich den Schluß ziehen, daß die Macht des Menschen nicht nur allein sehr über die des Thieres erhaben, sondern auch, daß sie ganz und gar von dieser verschieden sey.

Der Mensch giebt durch äusserliche Zeichen zu erkennen, was in seinem Innern vorgeht; er theilt nämlich seine Gedanken durch die Sprache mit, und dieses Zeichen ist dem ganzen menschlichen Geschlechte gemein. Der wilde redet eben sowohl, wie der polizirte Mensch, und beyde reden von Natur, und um sich verstehen zu machen. Aber kein Thier besizt dieses Zeichen der Gedanken, und dieses zwar nicht, wie man gemeiniglich glaubt, wegen Fehler der Organe; denn die Zunge des Affens scheint den Anatomikern eben so vollkommen, als die des Menschen. Würde also der Affe nicht ebenfalls reden, wenn er dächte? — Wenn die Ordnung seiner Gedanken mit den unsrigen etwas gemein hätte, so würde er unsre Sprache reden; und vorausgesezt, daß er nur Gedanken eines Affen hätte, so würde er doch zu andern Affen sprechen. Aber nie hat man sie zusammen sich unterhalten oder r den gesehen oder gehört. Sie haben folglich nicht

nicht einmal eine Ordnung und Folge der Gedanken nach ihrer Art, geschweige denn, daß sie etwas ähnliches mit den unsrigen haben.

In ihrem Innern geht nichts vorhergedachtes, nichts geordnetes vor, weil sie nichts durch bestimmte und geordnete Zeichen ausdrüken; sie haben also, nicht einmal im mindsten Grade, eine Denkungskraft.

Daß es kein Fehler der Organe sey, daß die Thiere nicht reden, ist so wahr, daß man verschiedne Gattungen derselben kennt, welche man gelehrt hat, verschiedne Worte auszusprechen, ja sogar ziemlich lange Sprüche herzusagen; und es giebt vielleicht noch eine grosse Anzahl andrer, denen man, wenn man sich die Mühe geben wolte, verschiedene Töne aussprechen lehren könnte. Aber nie ist man so weit gekommen, ihnen den Sinn fühlen zu machen, den diese Worte ausdrükten. Sie scheinen sie nur wie ein Echo zu wiederholen, und selbst so zu artikuliren; oder wie sie eine künstliche Maschine wiederholen und artikuliren würde. Also fehlen ihnen nicht mechanische Kräfte oder materielle Organe, sondern die intellectuelle Kraft, der Gedanke ist es, was ihnen fehlt.

Folglich geschicht es nur daher, daß die Thiere nicht reden, weil die Sprache eine Folge von Gedanken voraussezt; denn wenn man ihnen auch etwas ähnliches mit unsern ersten Begriffen, und mit unsern gröbsten und mechanischsten Empfindungen zugestehen wolte, so scheint es doch gewiß zu seyn, daß sie unfähig sind, diese Aneinanderkettung

der Ideen hervorzubringen, welche allein Ueberlegung erzeugt, und in welcher die Wesenheit der Gedanken besteht; und sie können nur deshalb nicht reden noch denken, weil sie keine Idee mit der andern vereinigen können; und aus der nämlichen Ursache erfinden und vervollkommen sie auch nichts.

Wenn sie, auch nur im mindsten Grade, mit dem Vermögen zu überlegen begabt wären, so würden sie fähig seyn, darin immer zu zu nehmen, und also immer mehr Industrie zu erlangen; und auf diese Art würden die Biber heut zu Tage mit mehr Kunst und mehr Solidität bauen, als die ersten; und die Biene würde noch alle Tage ihre Zelle verbessern, die sie bewohnt, denn wenn man glaubt, daß diese Zelle so vollkommen ist, als sie es seyn kann, so giebt man diesem Insekte mehr Verstand, als wir selbst haben, und eine Fähigkeit, die der unsrigen überlegen ist, und durch welche dasselbe in einem Augenblik den höchsten Grad der Vollkommenheit wahrnehmen würde, dessen sein Werk fähig ist; da wir diesen Grad selbst nie klar einsehen, und uns viel Ueberlegung, Zeit und Uebung nötig ist, um das mindeste in unsern Künsten zu verbessern.

Woher mag wohl diese Einförmigkeit in den Handlungen der Thiere kommen? warum macht iede Gattung derselben immer die nämliche Sache mit der nämlichen Art? Und warum macht sie iedes Individuum weder besser noch schlechter als ein anders? — Liegt nicht hierinne der stärkste Beweiß, daß ihre Verrichtungen nur mechanische und

gänzlich

gänzlich materielle Resultate sind? Denn wenn sie nur den mindsten Strahl desienigen Lichts hätten, das wir besizen, und das uns erleuchtet, so würde man wenigstens, wenn keine Vollkommenheit, doch eine Verschiedenheit, in ihren Werken wahrnehmen; iedes Individuum würde das auf eine etwas verschiedne Art thun, was ein anders auch thut. Allein weit gefehlt! Alle arbeiten nach dem nämlichen Modell, die Ordnung ihrer Handlungen ist der ganzen Gattung vorgezeichnet, sie gehört nicht einem oder dem andern Individuo an; und, wenn man den Thieren ja eine Seele zuschreiben wolte, so würde man sich also genötigt sehen, ieder Gattung nur eine zu geben, an welcher iedes Individuum gleich Theil nähme. Diese Seele müste also nothwendig theilbar, folglich materiel, und von unsrer sehr verschieden seyn.

Denn warum legen wir im Gegentheil so viel Verschiedenheit und Ungleichheit in unsre Werke und Produkte? Warum kostet die knechtische Nachahmung mehr als eine neue Zeichnung? — Daher, daß unsere Seele uns angehört, daß sie von einer andern unabhängig ist, daß wir mit unsrer Gattung nichts gemein haben, als die Materie unsers Körpers, daß wir in der That nur durch unsre schlechtesten Kräfte den Thieren gleichen.

Wenn die innerlichen Empfindungen der Materie angehörten, und von körperlichen Organen abhiengen, so würden wir unter den Thieren einer nämlichen Gattung, wie unter den Menschen, deutliche

deutliche Verschiedenheiten in ihren Handlungen sehen. Und diejenigen, welche am besten organisirt sind, würden sie ihr Nest, ihre Zellen, und ihr Schellengehäuse, nicht auf eine solidere Art, mit mehr Schönheit, und mehr Kommodität bauen? Und wenn eines mehr Genie hätte, als das andre, könnt' es nicht den Punkt dieser Façon festsezen?

Allein alles dieses geschieht nicht, und ist nie geschehen. Mehr oder weniger Vollkommenheit der körperlichen Organen hat also keinen Einfluß auf die Natur der innern Empfindungen. Soll man daraus nicht schliessen, daß die Thiere keine Empfindung dieser Art haben, daß diese nicht der Materie angehören können, und in Rüksicht ihrer Natur nicht von körperlichen Organen abhängen können? Und folgt also nicht hieraus, daß es in uns eine Substanz geben müsse, welche von der Materie verschieden ist, und welche der Vorwurf und die Ursache sey, die Empfindungen hervorbringt und aufnimmt?

Siebenter Abschnit.

Die rohe Natur.

Im ersten Alter, in dieser goldnen Zeit, aß der Mensch, unschuldig, wie die Taube, Eichel und trank Wasser. Er war ohne Unruhe, weil er allerwärts seinen Unterhalt fand; er lebte unabhängig, immer im Frieden mit sich selbst und mit den Thieren.

Allein von der Zeit an, als er seinen Adel vergaß, gab er seine Freyheit hin, um sich mit andern zu vereinigen. Die eiserne Zeit, nämlich der Krieg, nahm die Stelle des goldnen Alters und des Friedens ein. Die Grausamkeit und die Begierde nach Fleisch und Blut waren die ersten Früchte einer ausgearteten Natur, deren Verderbniß durch Sitten und Künste vollendet wurde.

Daher kömmt alles, was zu ieden Zeiten gewisse strenge Philosophen, die ihr Temperament gleichsam zu Wilden gemacht, den gesellschaftlichen Menschen vorgeworfen haben. Indem sie ihren individuellen Stolz durch die Demüthigung einer ganzen Gattung erhoben, stelten sie dieses Gemählde dar, welches gewis nur durch seinen Kontrast einigen Werth hat, und vielleicht auch dadurch, weil es gut ist, den Menschen zuweilen Chimären von Glük aufzustellen.

Dieser idealische Zustand der Unschuld, der Mässigkeit, der gänzlichen Enthaltung vom Fleisch, der vollkommenen Ruhe, und des tiefsten Friedens, hat er wohl je existirt? Ist es nicht vielmehr ein Apolog, eine Fabel, worin man den Menschen, wie ein Thier gebraucht, um uns Vorschriften und Beyspiele zu geben. Läßt sich wohl vermuthen, daß es vor Errichtung der Gesellschaften Tugenden gab? Und kann man mit gutem Gewissen behaupten, daß dieser rohe Zustand verdiene, daß wir ihn zurükwünschen, und daß der wilde thierische Mensch mehr werth sey, als der civilisirte Mensch in bürgerlicher Gesellschaft? — Ja, wird mancher sagen,

denn

denn alles Unglük kömmt von der Gesellschaft; und was liegt daran, ob es in dem Stande der Natur Tugenden gab, wenn er nur glüklich war, und wenn der Mensch in diesem Zustande nur weniger unglüklich war, als er es izt ist. Sind Freyheit, Gesundheit und Stärke nicht der Weichlichkeit, der Empfindsamkeit, ja selbst der Wollust vorzuziehen, die alle mit der Sklaverey verbunden sind? Die Beraubung der Mühseligkeiten ist des Gebrauchs der Vergnügungen wohl werth; und um glüklich zu seyn, hat man etwas anders nötig, als nichts zu wünschen?

Doch, wenn dieses wahr wäre, so müsten wir auch zu gleicher Zeit eingestehen, daß es angenehmer sey, zu vegetiren, als zu leben; lieber nichts zu wünschen, als seinen Begierden Genüge zu thun, lieber in einem unempfindlichen Schlaf fortzuschlafen, als die Augen zu öfnen, um zu sehen und zu empfinden; — wir müsten sagen, daß wir unsre Seele in einer Erstarrung, unsern Geist in Finsternissen lassen, und daß wir uns nie weder des einen noch des andern bedienen, und uns über die Thiere erheben müsten; und daß wir endlich nichts anders, als Massen einer rohen Materie vorstelten, die an die Erde gebunden wären.

Aber anstatt zu disputiren, wollen wir lieber untersuchen; und nachdem wir Vernunftgründe beygebracht haben, wollen wir auch Thatsachen angeben. Wir haben nicht den idealischen, sondern den wirklichen Stand der Natur vor unsern Augen. Der Mensch, der die Wüsten bewohnt, ist er ein

ruhiges

ruhiges Thier, ein glüklicher Mensch? Denn wir nehmen, mit einem der stolzesten Sittenrichter unsrer Menschlichkeit [a]), nicht an, daß zwischen dem rohen Naturmenschen und dem Wilden ein grösserer Abstand sey, als zwischen dem Wilden und uns; und daß die Zeiten, die vor der Erfindung der Kunst zu reden verflossen sind, von längrer Dauer waren, als die Jahrhunderte, welche zu Vervollkommung der Zeichen und der Sprachen nötig waren, weil es mir scheint, daß, wenn man über Thatsachen raisoniren will, man sich von allen Vermuthungen entfernen, und sich ein Gesez machen müsse, nicht eher zu schliessen, bis man alles erschöpft hat, was uns die Natur darbietet.

Wir sehen, daß man durch unmerkliche Stuffen von den aufgeklärtesten und polirtesten Nazionen zu den weniger industrieusen Völkern herabsteigt; von diesen zu andern, die ungesitteter, aber immer noch Königen und Gesezen unterworfen sind; und von diesen rohen Menschen zu den Wilden, welche sich zwar nicht überall gleich sind, aber bey welchen man eben soviel verschiedne Schattirungen antrift, als unter polizirten Menschen. Man bemerkt, daß einige ziemlich zahlreiche Nazionen vorstellen, die Oberbefehlshabern unterworfen sind; daß andre, in kleinerer Gesellschaft, nur unter ihren

a) Rousseau hat sich, indem er den wilden Menschen zu sehr erhoben, und den gesellschaftlichen Menschen zu sehr erniedriget, in einem zweyfachen Sinne von der Wahrheit entfernt.

ren Gebräuchen stehen, und daß die einzelnsten und unabhängigsten nicht unterlassen, sich in Familien zusammen zu thun, und ihren Vätern zu gehorchen. Ein Reich, ein Monarch, eine Familie, ein Vater; dies sind die zwo Grenzlinien der Gesellschaft, und auch die Grenzpunkte der Natur. Wenn sie sich weiter erstreckten, würde man nicht, indem man die Einöden unsers Erdballs durchlief, menschliche Thiere gefunden haben, die der Sprache beraubt, und taub gegen Stimme so wie gegen Zeichen gewesen wären; würde man nicht die Männlichen und Weiblichen zerstreut, die Kleinen verlassen, u. m. d. gesehen haben? Ja ich behaupte sogar, daß, ohne wenigstens zu behaupten, daß die Konstitution des menschlichen Körpers ganz von demjenigen verschieden sey, wie er heut ist, und daß sein Zunehmen viel geschwinder geschehen sey, es nicht möglich ist, daß der Mensch je existirt hätte, ohne sich in Familien zusammen zu thun, weil die Kinder zu Grunde gehen würden, wenn sie nicht durch einige Jahre gepflegt und unterstüzt würden; anstatt daß die neugebohrnen Thiere ihre Mutter nur durch einige Monate nötig haben.

Diese physische Nothwendigkeit ist also allein hinlänglich zu beweisen, daß das menschliche Geschlecht ohne Unterstüzung des gesellschaftlichen Lebens nicht hätte ausdauern und sich vermehren können; und daß die Vereinigung der Väter und Mütter mit ihren Kindern natürlich sey, weil sie nothwendig ist. Und es kann nicht fehlen, daß aus dieser Vereinigung nicht eine gegenseitige und

dauerhafte Anhänglichkeit unter Eltern und Kindern hätte entstehen sollen. Eben dieses ist abermal genug, um darzuthun, daß sie sich unter einander an Ausdruk, Zeichen und Ton, mit einem Worte, an alle Aeusserungen der Empfindung und der Nothdurft gewöhnen musten, welches eben so sicher durch die That bestätigt ist, weil die einsamsten Wilden, so wie andre Menschen, den Gebrauch der Zeichen und der Sprache ausüben.

Folglich ist der Stand der Natur ein bekannter Zustand; es ist nämlich der Wilde, der in Wüsten wohnt, aber in Familien beysammen lebt, seine Kinder kennt, und von ihnen gekannt wird; der sich der Kraft zu reden bedient, und sich zu verstehen geben kann.

Lasset uns also diesen Naturmenschen, diesen Wilden mit Familie, näher untersuchen. So wenig er auch glüklich seyn mag, so wird er doch bald der Beherrscher einer zahlreichern Gesellschaft seyn, wovon alle Mitglieder die nämlichen Manieren haben, den nämlichen Gebräuchen folgen, und die nämliche Sprache reden werden. Bey der dritten, oder am allerspätsten, bey der vierten Generation, wird es schon neue Familien geben, welche abgesondert wohnen können; aber immer durch die gemeinschaftlichen Bande der Gebräuche und der Sprache vereinigt, eine kleine Nazion ausmachen werden, welche, indem sie sich mit der Zeit vermehrt, entweder nach den Umständen ein ganzes Volk wird vorstellen, oder aber in demienigen Zu-

stande bleiben können, der den wilden Nazionen ähnlich ist, die wir gegenwärtig kennen.

Dieses wird aber vorzüglich von der Nähe oder Entfernung abhängen, in welcher sich diese neuen Menschen mit polizirten Menschen befinden. Ist es in einem milden Himmelsstriche und auf fruchtbarem Boden, so werden sie in aller Freyheit eine beträchtliche Streke einnehmen können, jenseit welcher sie entweder auch Einöden, oder Menschen antreffen, die eben so neu sind, wie sie; und sie werden Wilde bleiben, und zu folge andrer Umstände, entweder Feinde oder Freunde ihrer Nachbarn seyn. Ist es hingegen in einem rauhen Klima, und auf undankbarem Boden, so wird ihnen endlich ihre Anzahl lästig werden, und ihr Aufenthalt wird zu enge seyn; sie werden sich folglich in Colonien zusammenthun und Auswanderungen machen; sie werden sich zerstreuen, und sich mit andern Völkern vermischen, von denen sie entweder Eroberer oder Sclaven geworden sind.

Der Mensch hat also in einem ieden Zustande, in allen Situazionen, und unter allen Himmelsstrichen einen gleichen Hang zur Gesellschaft; dieses ist eine beständige Wirkung einer nothwendigen Ursache, weil dieser Hang immer auf das Wesentliche seiner Gattung abzielt, nämlich auf die Fortpflanzung.

Achter Abschnitt.

Die Wilden.

Alle Schriftsteller, die von den Gewohnheiten wilder Nazionen geredet haben, haben nicht bemerkt, daß das was sie für beständige Gebräuche, und für Sitten einer Gesellschaft Menschen ausgaben, nur besondre Handlungen einiger Individuen sind, die oft durch Umstände und Eigensinn bestimmt werden.

Gewisse Nazionen, sagen sie, fressen ihre Freunde, andre verbrennen sie, und andre verstümmeln sie; einige sind unaufhörlich im Kriege, andre suchen im Frieden zu leben; bey den einen tödtet man den Vater, wenn er ein gewisses Alter erreicht hat, bey den andern fressen wieder Väter und Mütter ihre Kinder.

Alle diese Geschichten, über welche sich die Reisende mit so viel Gefälligkeit ausgebreitet haben, laufen auf Erzählungen besondrer Fälle hinaus, und bedeuten nur, daß dieser oder iener Wilde seinen Feind gefressen, ein andrer ihn verbrannt oder verstümmelt, und wieder ein andrer sein Kind ermordet oder gefressen habe; und alles dieses kann sich bey einer Nazion von Wilden eben so gut treffen, wie bey mehrern; denn eine iede Nazion, bey welcher weder Ordnung, Gesez, Herr noch habituelle Gesellschaft ist, ist weniger eine Nazion, als vielmehr ein unordentliches Gemisch von barbarischen und unabhängigen Menschen, welche nie-

mand, als ihren besondern Leidenschaften gehorchen, und welche, indem sie kein gemeinschaftliches Interesse haben können, unfähig sind, sich nur zu einem Ziele zu leiten, und sich beständigen Gebräuchen zu unterwerfen, welche immer eine Folge von überdachten Planen voraussezen, die von der grösten Menge gut geheissen worden.

Diese nämliche Nazion, wird man sagen, besteht aus Menschen, die sich unter einander kennen, welche eine und dieselbe Sprache reden, die sich unter einen Chef verbinden, wenn es nötig ist, die sich selbst bewafnen, die alle auf eine Art heulen, und sich immer mit einer Farbe beschmieren. Ja, wenn alle diese Gebräuche beständig wären; wenn sie sich nicht oft vereinigten, ohne zu wissen, warum; sich nicht wieder ohne Ursache trennten; wenn ihr Oberer es nicht entweder durch seinen oder ihren Eigensinn aufhörte zu seyn, und wenn selbst ihre Sprache nicht so einfach wäre, daß sie ihnen beynah allen gemein ist!

Gleich wie sie nur eine sehr kleine Anzahl von Begriffen besizen, so haben sie auch nur eine sehr kleine Menge von Ausdrüken, welche sich nur auf die allgemeinsten Dinge und Gegenstände erstreken. Wenn aber der gröste Theil dieser Ausdrüke verschieden wäre, anstatt daß sie sich nur auf eine sehr kleine Anzahl von Redensarten einschränken, so könnte es nicht fehlen, daß sie sich nicht in sehr kurzer Zeit weiter ausbreiten sollten. Daher soll es einem Wilden auch viel leichter seyn, alle Sprachen andrer Wilden zu verstehen und zu reden, als

einem

einem Menschen aus einer gesitteten Nazion die Sprache einer andern ob wohl ebenfalls gesitteten Nazion zu lernen.

Es ist also eben so unnüz, sich zu sehr über die Gewohnheiten und Sitten dieser vermeinten Nazionen auszubreiten, als es vielleicht nötig wäre, die Natur des Individuums zu untersuchen. Der wilde Mensch ist in der That unter allen Thieren der sonderbarste, am wenigsten bekannte, und der schwerste zu beschreiben. Allein wir unterscheiden das, was uns die Natur gegeben hat, von dem, was Erziehung, Nachahmung, Kunst und Beyspiel aus uns gemacht haben, so wenig, daß es gar nicht zu verwundern wäre, wenn wir uns bey der Schilderung eines Wilden gänzlich verkennten, wenn er uns mit wahren Farben und mit seinen ächten natürlichen Zügen, welche seinen Charakter bestimmen, gezeichnet würde.

Ein gänzlich Wilder, so wie das mit Bären aufgezogene Kind, von dem **Conor** spricht; oder wie der junge Mensch, den man in den Wäldern bey **Hanover** gefunden hat, oder wie das Mädchen, das man in einem Gehölze in **Frankreich** fand, würde für den Philosophen in der That ein merkwürdiges Schauspiel seyn. Er könnte bey Beobachtung seines Wilden die Stärke der natürlichen Begierden auf das genauste abwägen; er würde bey demselben die Seele so zu sagen ganz offen sehen, alle ihre natürlichen Handlungen unterscheiden, und bey ihr vielleicht mehr Sanftmuth, mehr Ruhe und Heiterkeit wahrnehmen, als in der

 seinigen.

seinigen. Vielleicht würde er auch sehen, daß die Tugend mehr bey dem wilden, als bey dem gesitteten Menschen lebt, und daß das Laster nur erst in der Gesellschaft Wurzel geschlagen hat.

Neunter Abschnitt.

Der gesellschaftliche Mensch.

Unter den Menschen hängt die Gesellschaft weniger von physischen Uebereinstimmungen, als von moralischen Beziehungen ab. Der Mensch maß seine Stärke und Schwäche bald ab; er verglich seine Unwissenheit und Neubegierde, und fühlte, daß er allein nicht fähig wäre, blos durch sich selbst der Menge seiner Bedürfnisse Genüge zu thun. Er erkannte den Vortheil, der ihm daraus zuwachsen würde, wenn er auf den unbegrenzten Gebrauch seines Willens Verzicht thäte, um dadurch ein Recht über den Willen andrer zu erlangen. Er überdachte den Begrif vom Guten und Bösen, und er schrieb ihn mit Hülfe des natürlichen Lichtes, mit dem ihn die Güte des Schöpfers beschenkt hatte, tief in sein Herz. Er sah, daß die Einsamkeit nur ein Zustand der Gefahr und des Krieges für ihn wäre; und daher suchte er Sicherheit und Frieden in der Gesellschaft. Dieser widmete er seine Kräfte und Einsichten, um sie dadurch zu vermehren, daß er sie mit den Einsichten andrer verband; und diese Vereinigung ist des Menschen bestes Werk; sie ist es, wobey der

der Mensch von seiner Vernunft den weisesten Gebrauch machte.

In der That, er ist nur ruhig, stark, groß, und beherrscht das Universum, weil er gewust hat, sich selbst zu beherrschen, sich zu bezähmen, sich zu unterwerfen, und sich selbst Geseze zu geben. Mit einem Worte, der Mensch ist nur **Mensch**, weil er sich mit dem **Menschen** zu verbinden wuste.

Zehenter Abschnitt.

Von der Enthaltung vom Fleisch.

Die pythagorische Diät, welche von alten und neuen Philosophen, besonders von **Plutarch** a) so sehr gerühmt, und von einigen Aerzten empfohlen worden, war nie von der Natur bestimmt.

Wenn wir untersuchen, welches die Begierden und der Geschmak unsrer Wilden sind, so werden wir

a) Der Bau des menschlichen Körpers, sagt Plutarch, und die Figur seines Mundes, beweisen, daß ihn die Natur nicht gemacht hat, um sich von dem Fleisch der Thiere zu nähren. Der Mensch gleicht keinem der fleischfressenden Thiere; er hat weder einen ausgehakten Schnabel, spize Nägel, schneidende Zähne, noch einen so starken Magen, wie sie. „Wenn du das Gegentheil behauptest, fügt der nämliche Schriftsteller hinzu, so fresse einen Ochsen mit deinen Zähnen, zerreisse ein Lamm, und beisse an einem Wildschweine."

wir finden, daß nicht ein einziger unter ihnen blos allein von Früchten, Kräutern oder Körnern lebt; daß alle Fleisch und Fische andern Nahrungsmitteln vorziehen; daß ihnen das pure Wasser misfält, und daß sie Mittel suchen, entweder selbst sich ein weniger unschmakhaftes Getränk zu bereiten, oder sich solches durch andre zu verschaffen.

Ihre Erfindungskraft, durch die Bedürfnisse der ersten Nothwendigkeit bestimmt, und durch ihre natürlichen Begierden gereizt, bemüht sich, um Werkzeuge zur Jagd und Fischerey zu machen. Ein Bogen, Pfeile, ein Streitkolben, Neze und ein Nachen, das ist das Höchste ihrer Künste, welche alle nur dahin abzielen, sich einen ihrem Geschmake angemessenen Unterhalt zu verschaffen. Und das, was ihrem Geschmake gemäß ist, ist auch der Natur gemäß; denn der Mensch kann sich nicht von Kräutern allein ernähren [a]), und er würde vor Magerkeit umkommen, wenn er nicht substanziösere Nahrungsmittel zu sich nähme. Früchte und Korn würden auch nicht hinlänglich seyn; denn es würde eine Menge von einem zu grossen Umfange davon nötig seyn, um dieienige Anzahl

a) Herr von Büffon beweißt in dem Abschnitte vom Ochsen, daß der Mensch, da er nur einen Magen und kurze Eingeweide hat, nicht wie der Ochs, der vier Mägen und sehr lange Därme hat, auf einmal eine so grosse Menge dieser magern Nahrung zu sich nehmen kann; welches aber doch unumgänglich nötig wäre, um die Qualität mit der Quantität zu compensiren.

Anzahl von organischen Körperchen zu verschaffen, die zur Ernährung erforderlich sind. Und wollte man sich ihrer, zwar zu Brod und Gemüß zugerichtet, aber nur allein bedienen, so würden sie uns kaum ein schwaches und schmachtendes Leben geben.

Betrachtet nur diese frommen Einsiedler, welche sich von allem dem enthalten, was Leben hatte; welche aus heiligen Beweggründen auf die Geschenke des Schöpfers Verzicht thun, nichts sprechen, die Gesellschaft fliehen, und sich in geheiligte Mauern einschliessen, an welchen sich die Natur zerschmettert; — Wie sie abgesondert in diesen Einöden, oder vielmehr in diesen lebenden Gräbern, wo man nichts als den Tod athmet, mit erblaßtem Angesichte, und erstorbenen Auge, keine andre als schmachtende Blike um sich werfen. Ihr Leben scheint sich blos durch wiederholte Anstrengungen zu erhalten; sie nehmen Nahrung zu sich, ohne daß der Hunger aufhört, und obgleich sie von ihrem heiligen Eifer unterstüzt werden, (denn der Zustand des Kopfes bestimmt den des übrigen Leibes), so halten sie doch nur wenige Jahre in dieser grausamen Enthaltsamkeit aus. Anstatt zu leben, sterben sie vielmehr jeden Tag durch einen allmähligen Tod, und sie vergehen nicht, indem sie aufhören zu leben, sondern indem sie aufhören zu sterben.

Die Enthaltung von allem Fleisch also muß, weit entfernt der Natur gemäß zu seyn, dieselbe vielmehr zu Grunde richten. Wenn der Mensch

dazu

dazu gezwungen würde, so könt' er sich, wenigstens in diesen Himmelsstrichen, weder erhalten noch vermehren. Vielleicht wär diese Lebensart in mittäglichen Ländern möglich, wo die Früchte von der Natur mehr gekocht, die Pflanzen substanziöser, die Wurzeln saftreicher, und das Korn nahrhafter ist. Inzwischen sind die Brachmanen vielmehr eine Sekte, als ein Volk, und ihre Religion, ob sie gleich sehr alt ist, hat sich doch nicht viel weiter als auf ihre Schulen ausgebreitet, und nie jenseit ihres Himmelsstriches.

Eilfter Abschnitt.

Das Gemälde des moralischen Menschen in seiner Jugend und in seinem mittlern Alter.

Da die Glükseligkeit des Menschen in der Einförmigkeit seines Innern besteht, so ist er in seiner Kindheit glüklich, weil in dieser Zeit sein materielles Prinzipium allein herrscht, und fast unaufhörlich wirkt. Zwang, Vorstellungen und selbst Züchtigungen sind nur kleine Schmerzen; und das Kind empfindet sie nicht anders, als wie man körperliche Schmerzen fühlt. Das Grundwesen seiner Existenz litt nichts dabey; und sobald es wieder in Freyheit ist, nimmt es wieder all seine Thätigkeit und Freudigkeit an, wozu es die Lebhaftigkeit und Neuheit seiner Empfindungen bestimmen.

Wenn es gänzlich sich selbst überlassen wär, würd' es also vollkommen glüklich seyn; doch würde diese Glükseligkeit bald aufhören, und selbst für das folgende Alter noch Unglük zu wege bringen. Folglich ist man verbunden, die Kinder einzuschränken. Es ist traurig, aber nichts desto weniger nothwendig, dieselben auf einige Augenblike unglüklich zu machen, weil eben diese Augenblike der Keim alles künftigen Glükes sind, das man erwartet.

In der Jugend, wo schon das geistige Prinzipium sich zu regen anfängt, und uns leiten könte, entsteht ein neuer materieller Sinn in uns, welcher sich einer unbedingten Herrschaft über uns bemächtiget, und über alle unsre Kräfte so despotisch herrscht, daß die Seele selbst sich mit Vergnügen den ungestümen Leidenschaften zu überlassen scheint, die er hervorbringt. Es herrscht also auch in diesem Zeitpunkte das materielle Wesen in uns noch, und vielleicht mit mehr Vortheil, als je; denn es unterdrükt und verdunkelt nicht nur allein die Vernunft, sondern es kömmt derselben auch zuvor, und bedient sich ihrer sogar, um ein Mittel mehr zu haben. Man denkt und thut nichts anders, als nur um dieser Leidenschaft Genüge zu thun. So lang diese Trunkenheit dauert, ist man glüklich. Widersprüche und das äusserliche Bemühen scheinen die Einheit des Innern noch näher zu verbinden; sie sind für die Leidenschaft ein Sporn, füllen die lechzenden Zwischenzeiten aus, erweken Stolz, und endigen damit, alle unsre Absichten nur auf

einen Gegenstand zu kehren, und all unsre Kräfte nur gegen ein Ziel zu richten.

Allein diese Glükseligkeit verfliegt, wie ein Traum; der Reiz verschwindet, und Ueberdruß folgt. Eine schrekliche Leere nimmt die Stelle der Fülle von Empfindungen ein, mit denen man beschäftigt war. Die Seele hat bey Erwachung aus diesem Schlummer Mühe sich selbst zu erkennen. Sie hat durch diese Sklaverey die Gewohnheit zu gebieten verlohren, und hat dazu keine Kraft mehr. Ja sie empfindet so gar den Verlust dieser Knechtschaft, und sucht einen neuen Beherrscher, einen neuen Gegenstand ihrer Leidenschaften, der, wenn seine Reihe kömmt, endlich auch verschwindet, um einem andern Plaz zu machen, dessen Daseyn von noch kürzerer Dauer ist.

So vermehrt sich Ausschweifung und Ueberdruß; die Vergnügungen fliehen, die Organe nüzen sich ab, und der materielle Sinn, hat, weit entfernt noch gebieten zu können, keine Kraft mehr zu gehorchen. Und was bleibt dem Manne nach einer solchen Jugend noch übrig? Ein entnervter Körper, eine weichliche Seele, und das Unvermögen, sich beyder zu bedienen.

Uebrigens hat man bemerkt, daß eben in diesem mittlern Alter die Menschen dieser Schwäche der Seele, dieser innerlichen Krankheit, und diesem schwindlichtem Zustande am meisten unterworfen sind. Man läuft noch in diesem Alter nach den Vergnügungen der Jugend, und dieses zwar mehr aus Gewohnheit, als aus Drang. Und gleich wie

es

es täglich öfters geschieht, daß man das Vergnügen weniger, als das Unvermögen, es zu geniessen, fühlt, so findet man sich durch sich selbst beschämt, und so oft durch seine eigene Schwäche gedemüthiget, daß man sich nicht enthalten kann, sich selbst anzuklagen, seine Handlungen zu verdammen, und sich wegen seiner Begierden Vorwürfe zu machen.

Ausserdem, so ist es eben dieses Alter, in welchem sich Sorgen äussern, und wo uns das Leben am mühsamsten wird. Denn man hat einen Stand gewählt, das heißt, man hat sich entweder durch Zufall oder Wahl in eine Laufbahn begeben, bey welcher es immer Schande ist, sie nicht verfolgen zu können, und oft sehr gefährlich, mit Glanz auf derselben fortzuwandeln. Man geht also mühsam durch zwo gleich schrekliche Klippen, der Verachtung und dem Hasse, fort; man schwächt sich durch die Kräfte, die man anwendet, um sie zu vermeiden, und endlich fällt man in Muthlosigkeit; denn, wenn man dadurch, daß man gelebt und erfahren und die Ungerechtigkeiten der Menschen versucht hat, die Gewohnheit angenommen hat, es als ein nothwendiges Uebel zu betrachten; und wenn man sich endlich gewöhnt hat, weniger Wesen von ihrem Urtheile, als von seiner Zufriedenheit zu machen; wenn das Herz, verhärtet durch die Wunden, die man ihm beybrachte, unempfindlicher geworden ist, denn überläßt man sich leicht dieser fühllosen Ruhe über welche man einige Jahre vorher erröthet hätte.

Die Ehre, diese mächtige Triebfeder aller grossen Seelen, die man nur von ferne sah, als ein glänzendes Ziel, welches man durch hervorschimmernde Thaten und nüzliche Bemühungen zu erreichen suchte, ist nichts weiter als ein Gegenstand ohne Reiz für diejenigen, die sich derselben genähert haben, und ein eitles und betrügerisches Phantom für diejenigen, welche in der Entfernung blieben.

Die Trägheit nimmt ihren Plaz ein, und scheint allein leichtere Wege und dauerhaftere Güter darzubieten. Allein der Ueberdruß geht vor derselben her, und die Langeweile folgt ihr; die Langeweile, diese Tyranninn der Seelen, welche denken, wider welche die Weisheit weniger vermag als die Thorheit!

Zwölfter Abschnitt.

Von der Liebe im Menschen und in den Thieren.

Liebe! Du innigster Wunsch! Seele der Natur! Unerschöpfliches Wesen der Existenz! Souveraine Macht, welche alles vermag, und wider welche nichts streiten kann, durch welche alles wirkt, alles athmet, und sich alles erneuert! Göttliche Flamme! Keim von Dauerhaftigkeit, welchen der Ewige mit dem Hauch des Lebens in jedes Ding gelegt hat! Theure Empfindung, die allein wilde und kalte Herzen erweichen kann, indem du sie mit

einer süssen Wärme durchdringst! Erste Ursache alles Guten, aller Gesellschaft, die du ohne Zwang und durch deine alleinigen Reize wilde und zerstreute Gemüther vereinigest! Einzige und fruchtbare Quelle alles Vergnügens und aller Wollust! — Liebe! warum verursachest du die Glükseligkeit aller Wesen und das Unglük des Menschen! — Wahrhaftig, nur das Physische dieser Leidenschaft ist gut, und, troz allem dem, was mit Vorurtheilen eingenommne Leute sagen mögen, das Moralische derselben taugt nichts.

Was ist denn eigentlich das Moralische der Liebe? Die Eitelkeit!—Eitelkeit z. B. in dem Vergnügen der Eroberung, welcher Fehler daher kömmt, daß man davon zu viel Wesens macht; Eitelkeit in dem Wunsche, den Gegenstand allein besizen zu wollen, welcher unglükliche Zustand immer von der Eifersucht, dieser so niedrigen Leidenschaft, begleitet wird, und die uns selbst so klein dünkt, daß wir sie gerne verhelen möchten; Eitelkeit in der Art, die Liebe zu geniessen, welche macht, daß man seine Bemühungen und Kräfte verdoppelt, ohne sein Vergnügen zu vermehren; und endlich selbst Eitelkeit in der Art, diese Liebe zu verlieren. Man will immer am ersten brechen; denn, welch eine Demüthigung, wenn man sich verlassen sieht! Und diese Demüthigung verkehrt sich in Verzweiflung, wenn man wahrnimmt, daß man lange Zeit so thöricht war, sich hintergehen zu lassen.

Die Thiere sind all diesen Uebeln nicht unterworfen. Sie suchen keine Vergnügungen, wo keine zu holen sind. Geleitet durch ihr Gefühl allein, betrügen sie sich nie in ihrer Wahl. Ihre Begierden sind immer dem Vermögen zu geniessen gemäß. Sie empfinden eben so sehr, als sie geniessen; und geniessen nicht mehr, als sie empfinden.

Der Mensch im Gegentheil, immer bemüht neue Vergnügungen zu erfinden, hat die Natur verdorben, indem er sich bemühte, sich über das Gefühl zu erheben; er misbraucht sich selbst, und gräbt eine Leere in seinem Herzen, die nachher nichts auszufüllen im Stande ist.

Alles, was die Liebe Gutes hat, gehört also den Thieren eben so wohl, als uns; und sie scheinen selbst von dem, was sie weniger gutes hat, ich meine von der Eifersucht, einen kleinen Theil zu besitzen, gleichsam, als wenn diese Empfindung, die Liebe nämlich, nie rein seyn könnte. Bey uns sezt diese Leidenschaft immer einiges Mistrauen gegen sich selbst, und einige Kenntniß seiner eignen Schwäche voraus. Die Thiere hingegen scheinen desto eifersüchtiger zu seyn, je mehr Kraft, Hize und Gewohnheit sie im Vergnügen haben. Folglich hängt unsre Eifersucht von unsern Ideen, die ihrige aber vom Gefühl ab. Sie haben genossen, wünschen noch zu geniessen, und fühlen ihre Stärke dazu. All diejenigen verlieren sich also, die ihren Plaz einnehmen wollen. Ihre Eifersucht ist nicht überdacht; sie kehren solche nicht wider den

Gegen-

Gegenstand ihrer Liebe, und sie sind auf nichts, als nur auf ihr Vergnügen eifersüchtig.

Dreyzehnter Abschnitt.

Vom Heyrathen.

Der natürliche Zustand der Menschen nach ihrer Mannheit ist der Ehstand. Ein Mann soll nur eine Frau haben, gleich wie eine Frau nur einen Mann haben soll. Dieses Gesetz ist das Gesetz der Natur, weil die Anzahl Menschen weiblichen Geschlechts der männlichen beynahe gleich ist. Es kann also durch nichts anders, als durch die ungerechteste aller Tyranneyen, und dadurch, daß man sich von dem Gesetze der Natur entfernte, geschehen seyn, daß die Menschen das Gegentheil eingeführt haben.

Vernunft, Menschlichkeit und Gerechtigkeit schreien wider diese verhaßten Serrails, wo man der viehischen und herabwürdigenden Leidenschaft eines einzigen Menschens die Freiheit und das Herz so vieler Frauen aufopfert, deren jede einen andern Mann glüklich machen könnte. Sind diese Tyrannen des menschlichen Geschlechts deswegen glüklicher? — Sie sind genug gestraft, indem sie von Verschnittenen und Weibern umgeben werden, die sich selbst und andern unnüz sind; und indem sie nichts, als die Unglüklichen sehen, die sie gemacht haben.

Der Ehstand ist also so, wie er bey uns und allen andern vernünftigen und religieusen Völkern eingeführt ist, der Zustand, der dem Menschen gemäß ist; und in welchem er von den neuen Kräften Gebrauch machen soll, die er durch die Mannheit erlangt hat, und welche ihm zur Last fallen, und selbst zuweilen gefährlich werden würden, wenn er sich vorsezte, den Celibat zu beobachten.

Der all zu lange Aufenthalt der Saamenfeuchtigkeit in ihren Gefässen kann so wohl bey einem als dem andern Geschlechte Krankheiten, oder doch wenigstens so heftige Irritationen verursachen, daß Vernunft und Religion kaum hinlänglich seyn würden, um diesen ungestümen Leidenschaften zu widerstehen; und die den Menschen den Thieren gleich machen würden, welche ganz rasend und unbändig sind, wenn sie diese Eindrücke fühlen.

Diese äusserste Wirkung dieser Irritation ist bey den Frauenspersonen der furor uteri, welches eine Art von Tollheit ist, die ihnen den Verstand verwirrt, und alle Schaamhaftigkeit benimmt. Die unzüchtigsten Reden und die unanständigsten Handlungen begleiten diese traurige Krankheit, und verrathen ihren Ursprung.

Ich habe, und zwar als eine seltne Erscheinung, ein Mädchen von zwölf Jahren gesehen, das sehr brunet war, eine lebhafte und stark kolorirte Gesichtsfarbe, und eine kleine, aber schon ausgewachsene Taille mit einem starken Busen und einer gesunden Leibesbeschaffenheit hatte, welches beym einzigen Anblik einer Mannsperson die unan-

stän-

ständigsten Handlungen begieng; nichts war fähig, es daran zu verhindern, weder die Gegenwart seiner Mutter, weder Vorstellungen noch Strafen.

Inzwischen verlor sie den Verstand nicht dabey, und der Anfall, welchen sie in einem Grade hatte, daß er schreklich wurde, hörte in dem Augenblike auf, als sie sich allein unter Frauenspersonen befand.

Wenn diese Krankheit auf einen gewissen Punkt gestiegen ist, so wird sie auch durch den Ehestand nicht geheilt; und man hat Beispiele von Frauen, die daran gestorben sind.

Glüklicherweise verursacht die Macht der Natur nur selten ganz allein diese traurige Leidenschaft, wenn auch selbst das Temperament dazu gestimmt ist. Es gehört ein Zusammenfluß verschiedner Ursachen dazu, wenn es zu dieser Extremität kommen soll, worunter die vorzüglichste eine erhizte Einbildungskraft ist, die durch das Feuer eines freyen Umganges und durch unzüchtige Bilder angezündet wurde.

Uebrigens ist aber hierinn das Uebermaß mehr zu fürchten, als die Enthaltsamkeit. Die Anzahl der Menschen, die hiebey unmässig zu Werke giengen, ist gros genug, um uns davon Beyspiele zu geben. Die einen haben das Gedächtnis verloren, die andern sind ihres Gesichts beraubt worden, andre wurden kahl, und noch andre sind vor Erschöpfung zu Grunde gegangen, in welchem Falle, wie man weis, eine Aderlaß tödtlich ist.

Verständige Personen können junge Leute nicht genug wegen des unwiderbringlichen Unrechts warnen, das sie hiebey ihrer Gesundheit anthun. Wie viele giebt es nicht, die noch vor dem dreyßigsten Jahre aufhören Männer zu seyn, oder wenigstens aufhören, das Vermögen derselben zu besizen? Und wie viele bekommen schon mit funfzehen und achtzehen Jahren den Keim einer schändlichen und oft inkurablen Krankheit?

Vierzehnter Abschnitt.

Von den Quellen des Glükes und des Unglükes.

Das physische Vergnügen und der physische Schmerz machen im Menschen nur den kleinsten Theil seiner Uebel und seiner Vergnügungen aus; seine Einbildungskraft, welche unaufhörlich arbeitet, thut alles; oder vielmehr thut nichts, als was zu seinem Unglüke abzielt, denn sie stellt der Seele nur eitle Phantome und verkehrte Bilder dar, und giebt ihr die Kraft, sich damit zu beschäftigen.

Mehr gerührt durch diese Illusionen, als sie es durch reelle Gegenstände seyn kann, verliert die Seele das Vermögen zu urtheilen, und selbst ihre Oberherrschaft. Sie befaßt sich nur mit Chimären, hat im Wollen die zwote Stelle, und will oft das Unmögliche. Ihr Wille, den sie nicht mehr bestimmt, wird ihr alsdenn zur Last, ihre ausgearteten

teten Wünsche sind Uebel, und ihre eitle Hofnungen sind höchstens falsche Vergnügungen, die sogleich vergehen und verschwinden, wenn die Ruhe zurükkehrt, und wenn die Seele, indem sie wieder ihre rechte Stelle eingenommen hat, sie beurtheilt.

Wir bereiten uns also allemal Uebel zu, wenn wir Vergnügungen suchen; und wir sind von der Zeit an unglüklich, als wir wünschen, glüklicher zu seyn.

Das Glük liegt im Innern unsrer selbst, und ist uns gegeben worden; das Unglük aber ist ausser uns, und wir suchen es. Warum sind wir nicht überzeugt, daß der friedsame Genuß unsrer Seele unser einziges und wahres Gut ist; daß wir es nicht vermehren können, ohne Gefahr zu laufen, es zu verlieren; daß, je weniger wir wünschen, desto mehr besizen wir; und endlich, daß alles das, was wir ausser dem wollen, so uns die Natur geben kann, Uebel, und daß nichts Vergnügen sey, als was sie uns anbietet?

Die Natur hat uns also Vergnügungen ohne Zahl gegeben, und bietet uns solche noch alle Augenblike an; sie hat für unsre Bedürfnisse gesorgt, und uns vor Schmerz bewahrt; und es giebt in dem Physischen unendlich mehr gutes als übels. Folglich haben wir nicht das Reelle, sondern die Chimären zu fürchten; und nicht der körperliche Schmerz, oder Krankheiten, oder der Tod ist es, was wir verabscheuen müssen, sondern die Erschütterungen der Seele, die Leidenschaften und der Ueberdruß.

 Die

Die Thiere haben nur ein einziges Mittel, Vergnügen zu haben, nämlich sich in dem Gefühle zu üben, um ihren Begierden Genüge zu leisten. Wir haben das nämliche Vermögen, und noch um ein Mittel mehr: nämlich unsern Geist in seiner Begierde nach Wissenschaften zu üben.

Diese Quelle von Vergnügen würde die fruchtbarste und reinste seyn, wenn sie nicht von unsern Leidenschaften, indem sich solche ihrem Laufe entgegen stemmen, trübe gemacht würde. Eben die Leidenschaften entfernen auch die Seele von aller Betrachtung; und von dem Zeitpunkte an, als solche überhand nehmen, liegt die Vernunft im Schlafe, oder erhebt sich wenigstens nur noch mit schwacher und nicht selten sehr unwillkommener Stimme. Die Folge davon ist Ekel vor der Wahrheit; der Reiz der Täuschung vermehrt sich, die Irrthümer schlagen feste Wurzel, und ziehen uns unvermeidlich zu unserm Unglük hin. Denn welches Unglük ist wohl grösser, als dasjenige, von welchem man nicht bemerkt, wie groß es ist; wenn man schon nicht mehr anders, als nach seinen Leidenschaften urtheilt, und handelt; sich dadurch in den Augen andrer ungerecht oder lächerlich macht; und endlich gezwungen ist, sich selbst zu verachten, wenn man sich genauer untersucht.

In diesem Zustande der Täuschung und der Finsterniß wünschen wir so gar die Natur unsrer Seele umzuschaffen. Denn diese ist uns gegeben worden, um zu **erkennen**, und wir wollen sie zu nichts anders anwenden, als um zu **empfinden**.

Wir würden es nicht bedauern, wenn wir ihr Licht ganz erstiken könnten, und nicht ungeneigt seyn, das Schiksal eines Unsinnigen zu beneiden. In diesem Zustande geschieht es nur in Zwischenfällen, daß wir vernünftig sind; diese Zwischenkunft der Vernunft wird uns zur Last, und geht in geheime Vorwürfe über, die wir unterdrüken möchten.

Und da wir so von Täuschung zu Täuschung fortwandeln, so suchen wir leicht uns selbst aus dem Gesichte zu verlieren, und bald dahin zu kommen, wo wir uns nicht mehr erkennen, und damit endigen, daß wir uns ganz vergessen.

Eine Leidenschaft ohne Aufhören ist Tumult, und der Zustand eines Tumults ist für die Seele der Tod. Heftige aber abwechselnde Leidenschaften sind Zufälle der Thorheit; Krankheiten der Seele, die desto gefährlicher sind, je länger sie anhalten, und je häufiger sie sind. Die Weisheit ist also nichts anders, als die Zwischenfälle von Gesundheit, welche uns diese Zufälle übrig lassen; und diese Summe ist bey weitem noch nicht die Summe unsers Glükes; denn wir fühlen alsdenn, daß unsre Seele krank gewesen ist, wir tadeln unsre Leidenschaften und verfluchen unsre Handlungen.

Die Thorheit ist der Keim des Unglükes, den die Weisheit entwikelt. Der größte Theil derjenigen, welche sich unglüklich nennen, sind passionirte Menschen, das ist: Narren, welchen nur zuweilen einige Vernunft übrig bleibt, in welcher Zeit sie ihre Thorheiten erkennen, und sich folglich unglüklich fühlen; und gleich wie es in den erhab-

neren Ständen mehr falsche Wünsche, mehr eitle Forderungen, mehr ausschweifende Leidenschaften und mehr Misbrauch seiner Seele giebt, als in den niedern Klassen der Menschen, so sind auch die Grossen ohne Zweifel die unglüklichsten von allen.

Doch, lasset uns die Augen von diesen traurigen Gegenständen und demüthigenden Wahrheiten wegkehren, und nur den weisen Mann betrachten, der allein unsrer Betrachtung werth ist. Meister seiner selbst ist er es auch über alle Begebenheiten; zufrieden mit seinem Zustande will er nichts anders seyn, als was er immer war; und nicht anders leben, als er immer gelebt hat; sich selbst genug, sind ihm andre nur ein schwaches Bedürfniß, und er kann ihnen nicht zur Last seyn; unaufhörlich beschäftigt, die Kräfte seiner Seele zu üben, vervollkommet er ihr Vermögen, kultivirt seinen Verstand, und erwirbt sich dadurch neue Kenntnisse; er befriedigt jeden Augenblik seine Wünsche ohne Gewissensbisse, und ohne Ueberdruß; und er genießt des ganzen Universums, indem er seiner selbst genießt.

Ein solcher Mann ist ohne Zweifel das glüklichste Geschöpf der Natur. Er vereinbart mit den Vergnügungen des Körpers, die er mit den Thieren gemein hat, die Freuden des Geistes, die nur ihm zugehören; und wenn er durch irgend einen Zufall einen Schmerz fühlt, so leidet er weniger, als ein andrer; denn die Stärke seiner Seele unterstüzt ihn, und die Vernunft tröstet ihn. Selbst

im Leiden hat er Vergnügen, weil er sich stark genug fühlt zu leiden.

Funfzehenter Abschnitt.

Vom Tode.

Warum fürchtet man den Tod, wenn man so gut gelebt hat, daß man seine Folgen nicht fürchten darf? Warum verabscheuen wir diesen Augenblik, der doch durch eine unendliche Menge andrer Augenblike von der nämlichen Art vorbereitet wird; da doch der Tod eben so natürlich, wie das Leben ist, und da uns doch das eine so wohl wie das andre auf die nämliche Art begegnet, ohne daß wir es fühlen, und ohne daß wir uns dabey unsrer selbst mächtig sind?

Man darf nur die Aerzte und Priester fragen, die gewohnt sind die Handlungen der Sterbenden zu beobachten und ihre lezten Empfindungen aufzuzeichnen; sie werden gestehen, daß, eine kleine Anzahl ausgenommen, die mit gewaltsamen Krankheiten befallen sind, wo die Erschütterungen, die durch konvulsivische Bewegungen verursacht werden, die Leiden des Kranken anzuzeigen scheinen; daß, sag' ich, alle andre ruhig, sanft und ohne Schmerzen sterben; und selbst diese heftigen Agonien erschreken die Zuschauer mehr, als sie den Kranken quälen: denn wie viele hat man nicht gesehen, welche, nachdem sie auf das Aeusserste gebracht waren, sich desjenigen nicht erinnern konnten,

ten, was geschehen war, noch desjenigen, was sie empfunden hatten!

Sie haben während dieser Zeit wahrhaft aufgehört zu seyn, und sie müssen von der Zahl ihrer Tage diejenigen abreihen, welche sie in diesem Zustande zugebracht haben, von welchem ihnen gar kein Begrif übrig geblieben ist.

Der größte Theil der Menschen stirbt also ohne es zu wissen; und unter der kleinen Anzahl derjenigen, die sich bis zum lezten Hauche bewußt sind, ist vielleicht nicht ein einziger, der nicht noch zu gleicher Zeit einige Hofnung behält, und sich mit der Zurükkehr zum Leben schmeichelt; denn die Natur hat, zum Glük des Menschen, diese Empfindung stärker, als die Vernunft geschaffen.

So sehr man auch empfindet und denkt, so überdenkt und raisonnirt man doch nur für sich; und alles mag tod seyn, wenn nur die Hofnung noch lebt.

Betrachtet nur einen Kranken, der euch hundertmal gesagt hat, daß er sich vom Tode angepakt fühle; daß er wohl einsehe, daß er ihm nicht entgehen würde, und daß er dazu bereit sey. Untersuchet nur dasjenige, was auf seinem Gesichte vorgeht, wenn ihm jemand entweder aus Eifer oder ohne Ueberlegung ankündigt, daß sein Ende in der That nahe sey; so werdet ihr sich dasselbe verändern sehen, wie bey einem Menschen, dem man eine ganz unvermuthete Neuigkeit sagt. Und also glaubt dieser Kranke nicht, was er doch selbst sagt; so sehr ist es gewis, daß er ganz und gar noch nicht

ver-

versichert ist, daß er sterben muß. Ihr habt nur einigen Zweifel und einige Unruhe über seinen Zustand; aber er fürchtet immer viel weniger, als er hoft; und wenn seine Schrekbilder nicht durch diese traurige Sorgfalt und durch den kläglichen Anschein, welcher vor dem Tode vorhergeht, rege gemacht würden, so würde er ihn nicht kommen sehen.

Der Tod ist also keine so schrekliche Sache, als wir uns vorstellen. Wir urtheilen falsch in der Entfernung. Es ist ein Gespenst, das uns in einer gewissen Ferne erschrekt, aber verschwindet, wenn man ihm nahe kömmt; wir können also keine andre, als falsche Kenntnisse von demselben haben. Wir betrachten den Tod nicht nur allein als das größte Unglük, sondern auch als ein Uebel, das von dem lebhaftesten Schmerz, und den härtesten Beängstigungen begleitet ist; ja wir suchen so gar in unsrer Einbildung diese schreklichen Bilder zu vergrössern, und unsre Furcht zu vermehren, indem wir über die Natur des Schmerzes vernünfteln. Er muß ausserordentlich seyn, sagt man, weil sich die Seele vom Körper scheidet; sie kann auch von sehr langer Dauer seyn, weil uns die Zeit, da sie keinen andern Maaßstab, als die Folge unsrer Ideen hat, welche mit einer der Heftigkeit des Uebels angemessenen Geschwindigkeit auf einander folgen, länger, als ein Jahrhundert scheinen kann, während sie nur langsam hinfliessen, so wie es den stillen Empfindungen gemäß ist, die solche gemeiniglich in uns erzeugen.

Aber

Aber welch ein Misbrauch der Philosophie liegt in diesem Raisonnement! Er würde nicht verdienen, wieder aufgewärmt zu werden, wenn er ohne Folgen wär. Aber er hat auf das Unglük des menschlichen Geschlechts grossen Einfluß, und er macht die Annäherung des Todes tausend mal schreklicher, als sie seyn kann. Und wenn es übrigens auch nur eine kleine Anzahl Menschen gäbe, die von der besondern Wahrscheinlichkeit dieser Ideen betrogen werden, so würde es doch immer nüzlich seyn, sie zu verscheuchen und ihre Falschheit sichtbar zu machen.

Wenn sich die Seele mit unserm Körper vereinigt, haben wir denn in diesem Augenblike ein ausserordentliches Vergnügen, eine lebhafte Freude, die uns ausser uns selbst sezt, und dahin reisset? — Nein, diese Vereinigung geschieht, ohne daß wir derselben gewahr werden; folglich muß auch die Trennung auf die nämliche Art geschehen, ohne einige Empfindung zu erregen. Welche Ursache hat man also wohl, zu glauben, daß die Abscheidung der Seele von dem Körper nicht ohne heftigen Schmerz geschehen könne? Was kann diesen Schmerz verursachen! Und soll man ihm seinen Siz in der Seele oder im Körper anweisen? — Der Schmerz der Seele kann nicht anders, als durch die Denkenskraft hervorgebracht werden; das Leiden des Körpers ist immer seiner Stärke oder seiner Schwäche angemessen. In dem Augenblike des natürlichen Todes aber ist der Leib schwächer, als jemals; und er kann also damal nur

einen kleinen Schmerz ausstehen, wenn er ja welchen empfindet.

Ich bin über diesen Gegenstand ein bischen weitläuftig geworden; aber es geschah, um mich zu bemühen, ein Vorurtheil zu zerstören, das dem Glüke des Menschen so sehr entgegen ist. Denn ich habe traurige Opfer desselben gesehen; Personen, die aus Schreken vor dem Tode in der That gestorben sind; besonders Frauen, die aus Furcht vor Schmerzen vergiengen. Uebrigens scheint diese traurige Ereigniß nur für erhabnere Personen gemacht zu seyn, die durch ihre Erziehung empfindsamer geworden sind, als die andern; der gemeine Haufe, und besonders der Landmann, sieht dem Tode ohne Furcht in die Augen.

Die **wahre** Philosophie ist diese, die Dinge so zu sehen, wie sie wirklich sind. Die innere Empfindung würde mit derselben gewiß einstimmig seyn, wenn sie nicht durch die Täuschungen unsrer Einbildungskraft, und durch die unglükliche Gewohnheit, uns immer mit Phantoms von Schmerz und Vergnügen zu schleppen, abgelenkt würde.

Alles schrekliche und alles reizende ist es nur in der Ferne; und um sich dessen zu versichern, muß man den Muth oder die Weisheit haben, es in der Nähe zu betrachten.

Sechs-

Sechszehenter Abschnitt.

Von der Einbildungskraft.

Die Einbildungskraft ist eine Eigenschaft, oder vielmehr ein Vermögen der Seele. Wenn wir unter dem Worte **Einbildungskraft** die Macht verstehen, welche wir besizen, Bilder mit Ideen zu vergleichen, unseren Gedanken einen beliebigen Anstrich zu geben, unsre Empfindungen darzustellen und zu vergrössern, uns das Gefühl zu mahlen, und, mit einem Worte, uns auf das lebhafteste aller Umstände zu bemächtigen, und die entfernten Beziehungen der Gegenstände, welche wir betrachten, einzusehen, so ist dieses Vermögen unsrer Seele in der That die glänzendste und thätigste Eigenschaft; es ist nämlich der herrschende Geist, das Genie!

Es giebt aber auch eine andre Art **Imagination**; ein anders Prinzipium, welches allein von körperlichen Organen abhängt, und das wir mit den Thieren gemein haben; es ist nämlich diese ungestüme Bewegung, die in unserm Innern durch Gegenstände erregt wird, welche unsern Begierden angemessen oder zuwider sind; es ist dieser lebhafte und tiefe Eindruk der Bilder von Gegenständen, welcher sich wider Willen jeden Augenblik erneuert, und uns zwingt, wie die Thiere, ohne Nachdenken und ohne Ueberlegung zu handeln. Durch diese Vorstellung der Gegenstände, welche noch lebhafter als ihre Gegenwart selbst ist, wird alles entstellt und verfälscht.

Diese Imagination ist die Feindinn unsrer Seele; sie ist die Quelle aller Täuschung, die Mutter der Leidenschaften, welche uns beherrschen, uns wider alle Vernunft hinreissen, und uns zu einem immerwährenden unglüklichen Kampfplaz machen, auf dem wir beynah immer überwunden werden.

Siebenzehenter Abschnitt.

Vom Gedächtniß.

Man muß zwo Arten von Gedächtniß unterscheiden, die durch ihre Ursache unendlich von einander unterschieden sind, sich aber doch gewissermaßen durch ihre Wirkungen gleichen können. Die eine ist der Gang unsrer Ideen, die zwote aber, die ich lieber Zurükerinnerung als Gedächtniß nennen möchte, ist nichts weiter, als die Erneuerung unsrer Empfindungen, oder vielmehr der Erschütterungen, die sie uns verursacht haben.

Die erste kömmt von der Seele, und sie ist für uns viel vollkommener, als die zwote; denn diese lezte wird im Gegentheil durch nichts anders, als durch die Erneuerung der Erschütterung des innern materiellen Sinnes hervorgebracht; und diese allein ist es, die man den Thieren, oder einem dummen Menschen zugestehen kann. Ihre vorigen Empfindungen werden durch wirkliches Gefühl nur erneuert. Sie erwachen mit all den Umständen, von welchen sie ehdem begleitet wurden. Die vorzüglichsten gegenwärtigen Bilder, rufen

die

die verflossenen und zufälligen wieder zurük. Sie empfinden, wie sie empfunden haben, und handeln, wie sie gehandelt haben. Sie sehen zusammen das gegenwärtige und verflossene, doch ohne sie zu unterscheiden, ohne sie zu vergleichen, und folglich ohne sie zu erkennen.

Achtzehenter Abschnitt.

Von den Träumen.

Lasset uns nun die Natur unsrer Träume betrachten, und untersuchen, ob sie von unsrer Seele kommen, oder ob sie blos allein von unserm innern materiellen Sinn abhängen.

Die Dummen, deren Seelen ausser Activität sind, träumen eben so wohl, wie andre Menschen; folglich werden die Träume nicht von der Seele hervorgebracht, weil die Seele der Dummen nichts hervorbringt.

Die Thiere, welche keine Seele haben, können also auch träumen. Es ist also gewiß daß Träume entstehen, ohne, daß die Seele mitwirkt; ja ich bin so gar geneigt zu glauben, daß alle Träume von derselben unabhängig sind. Es denke nur jeder über seine Träume etwas nach, und bemühe sich zu erkennen, warum ihre Theile so übel geordnet, und die Erscheinungen so wunderbar sind. Mir scheint es, daß es hauptsächlich daher komme, weil sie nur unsre Empfindungen und nicht unsre Ideen berühren. Der Begrif der Zeit, zum Bey-

spiel,

spiel, ist dabey nie gegenwärtig. Man stellt sich Personen vor, die man nie gesehen hat; und auch wohl solche, die schon seit vielen Jahren tod sind. Man sieht sie lebend und so, wie sie gewesen sind. Allein man vermischt sie mit wirklichen Dingen und gegenwärtigen Personen, oder mit Dingen und Personen andrer Zeiten.

Eben so ist es auch mit dem Begriffe des **Ortes**. Man sieht nicht, wo sie waren. Dinge, die man sich vorstellt, sieht man da, wo sie gar nicht seyn können. Wenn die Seele wirkte, so wär ihr nur ein Augenblik nöthig, um Ordnung in diese abgebrochene Folge von Bildern, in dieses Chaos von Empfindungen zu legen; allein, gemeiniglich wirkt sie gar nicht; sie läßt die Vorstellungen in Unordnung auf einander folgen, und ob sich gleich jeder Gegenstand lebhaft darstellt, so ist die Folge derselben doch oft verwirrt und immer chimärisch.

Und geschieht es, daß die Seele durch die Menge dieser Irrthümer, oder auch nur allein durch die Stärke der Empfindungen nur halb erwacht, so wird sie auf der Stelle einen Funken Licht in die Mitte dieser Finsternisse werfen. Sie wird selbst im Busen der Chimären wirkliche Begriffe erzeugen. Man wird bald träumen, daß alles dies wohl nur ein Traum seyn könnte; oder vielmehr, ich sollte sagen, man wird es bald **denken**; denn ob gleich diese Handlung nur ein kleines Zeichen der Seele ist, so ist es doch keine bloße Empfindung oder Traum, sondern wirklicher Gedanke,

eine Reflexion, die, da sie nicht so stark ist, um alle Täuschung zu zerstreuen, sich in den Traum mischt, davon ein Theil wird, und nicht verhindert, daß Vorstellung auf Vorstellung folgen kann, dergestalt, daß man sich beym Erwachen einbildet, das nämliche geträumt zu haben, was man gedacht hatte.

Im Traume sieht man viel, hört selten, überlegt niemal, empfindet aber lebhaft. Die Bilder und Empfindungen folgen auf einander, ohne daß sie von der Seele verglichen oder vereinigt werden; man hat also in diesem Zustande nur Empfindungen und keine Ideen, weil die leztern nichts anders als Vergleichungen der erstern sind. Die Träume haben also nur in dem materiellen Wesen unsers Innern ihren Siz, und sie werden nicht von der Seele hervorgebracht. Folglich werden sie einen Theil dieser materiellen Erinnerungskraft ausmachen, von welcher wir schon geredet haben. Das Gedächtniß hingegen kann, ohne eine Idee von Zeit, und ohne Vergleichung der vorhergegangenen und gegenwärtigen Ideen, nicht bestehen. Und da diese Ideen in den Träumen nicht vorkommen, so scheint es also bewiesen zu seyn, daß sie weder eine Folge, noch eine Wirkung, noch ein Beweis des Gedächtnisses seyn können.

Doch, wenn man auch behaupten wollte, daß es manchmal Ideenträume gebe, und wenn man hier zum Beweiß jene Leute anführen wollte, die im Schlafe reden, verständliche Sachen sagen, und antworten, wenn man sie frägt ꝛc.; und wenn

man

man daher schliessen wollte, daß Ideen von den Träumen nicht ausgeschlossen wären, wenigstens nicht so unbedingt, als ich behaupte, so genügt es mir, um das, was ich beweisen soll, wirklich zu beweisen, hier nur anzuführen, daß solche von der Erneuerung der Empfindungen hervorgebracht werden können; die Thiere werden also eben keine andre als Träume dieser Art haben können, und diese Träume, weit entfernt das Gedächtnis vorauszusezen, zeigen vielmehr nichts weiter, als eine materielle Erinnerungskraft an.

Inzwischen bin ich sehr entfernt, zu glauben, daß diejenigen, welche im Schlafe reden, und auf Befragen antworten, in der That mit Ideen beschäftigt seyen. Die Seele scheint mir an all diesen Handlungen keinen Theil zu haben; denn diese Leute gehen, kommen, und handeln ohne Ueberlegung, ohne Kenntniß ihres Zustandes, noch der Gefahr und der Ungelegenheiten, die ihre Schritte begleiten. Blos die thierischen Kräfte, und diese nicht einmal alle, sind bey ihnen geschäftig. Ein solcher Mensch ist in diesem Zustande noch stupider als ein Dummkopf, weil nur ein Theil seiner Sinne und seiner Empfindung in Thätigkeit gesezt ist; der Dummkopf hingegen disponirt mit all seinen Sinnen, und genießt das Gefühl in seiner ganzen Ausdehnung. Ich halte auch dafür, daß diese Schlafredner nie etwas neues sagen; und die Antwort auf gewisse gemeine und gebräuchliche Fragen, die Wiederholung verschiedner gemeiner Redensarten, beweisen keine Handlung der Seele;

 alles

alles dieses kann unabhängig von derselben, von der Erkenntniß und Denkungskraft geschehen. Denn, warum sollte man nicht im Schlafe, ohne zu denken, reden können, da wir doch wahrnehmen, daß wir oft, wenn wir auch noch so wach sind, besonders bey Leidenschaften, soviel Dinge ohne Ueberlegung sprechen?

Soviel es aber die zufällige Ursache bey den Träumen betrift, welche macht, daß sich die vorhergehenden Empfindungen erneuren, ohne durch anwesende Gegenstände, oder durch wirkliche Empfindungen dazu aufgefordert zu werden, so beobachte man nur, daß wir nicht träumen, wenn der Schlaf sehr fest ist. Alsdenn ist alles eingeschläfert, und man schläft von innen und von aussen. Aber der **innere** Sinn schläft am lezten ein, und erwacht am ersten, weil er lebhafter, thätiger und leichter zu erschüttern ist, als die **äussern** Sinne; der Schlaf ist zu dieser Zeit weniger vollkommen und nicht so tief. Und eben dies ist die Zeit unsrer täuschenden Träume. Die ehmaligen Empfindungen, besonders diejenigen, über welche wir nicht nachgedacht haben, erneuern sich; der innere Sinn, welcher wegen der Unthätigkeit der äussern Sinne durch wirkliche Empfindungen nicht wirken kann, beschäftigt sich mit verflossenen Empfindungen. Die stärksten sind diejenigen, an welche er sich am öftersten hängt; und je stärker sie sind, desto ausschweifender sind auch ihre Situazionen. Daher kömmt es, daß beynah alle Träume entweder schreklich oder bezaubernd sind.

Es ist eben nicht nöthig, daß die äussern Sinne gänzlich eingeschläfert seyen, wenn der innere materielle Sinn blos durch seine eigene Wirksamkeit handeln soll; es ist genug, wenn sie nur unthätig sind.

Da wir gewohnt sind, uns zu frühzeitig dem Schlaf zu überlassen, so schläft man nicht immer angenehm. Der Leib und die weichlich ausgestrekten Glieder sind ohne Bewegung; die Augen, welche auf eine doppelte Art, nämlich durch die Augenlieder und durch die Finsterniß überhüllt sind, können nicht rollen; die Ruhe des Orts und die Stille der Nacht machen das Ohr unnüz; die übrigen Sinnen sind gleichfalls unthätig; alles ist in Ruhe, und doch ist noch nichts im wirklichen Schlafe. In diesem Zustande, da man sich mit keinen Gedanken mehr beschäftigt, und die Seele ausser Thätigkeit gesezt ist, hat der innere materielle Sinn die Obermacht. Er ist nun die einzige unsrer Kräfte, welche wirkt; und in dieser Zeit eigentlich ist es, wo uns so chimärische Bilder vorkommen. Man wacht zwar, und doch erfährt man diese Wirkungen des Schlafes. Ist man bey vollkommen guter Gesundheit, so folgen angenehme Bilder und zauberische Täuschungen auf einander; aber so bald der Körper nur ein wenig leidet und ermattet ist, so ist das Gemälde ganz verschieden; denn sieht man verzerrte Figuren, alte Gesichter, häßliche Phantoms, die sich uns zu nähern scheinen, und die mit eben soviel Bizarrerie als Geschwindigkeit auf einander folgen, und eine wahr-

 hafte

hafte Laterna magica vorstellen. Dies ist eine Scene von Chimären, die das alsdenn von jeder andern Empfindung leere Gehirn erfüllen; und die Gegenstände dieser Scene sind um so lebhafter, zahlreicher und unangenehmer, je schlaffer die übrigen thierischen Kräfte und je delikater die Nerven sind, und je schwächer man ist, weil die Erschütterungen, welche von reellen Empfindungen verursacht werden, auch lebhafter und angenehmer seyn müssen, indem sie in besagtem Zustande der Schwachheit oder Krankheit viel stärker und viel unangenehmer sind, als im gesunden Zustande, so, wie die Vorstellungen dieser Empfindungen, welche durch die Erneuerung dieser Erschütterungen hervorgebracht werden.

Uebrigens erinnern wir uns unsrer Träume durch die nämliche Ursache, durch welche wir uns unsrer gehabten Empfindungen erinnern; und der einzige Unterschied, der hier zwischen uns und den Thieren statt hat, ist, daß wir vollkommen unterscheiden können, was den Träumen oder unsern Ideen und reellen Empfindungen angehört, — als welches eine Vergleichung und eine Wirkung des Gedächtnisses ist, mit welcher sich der Begrif von Zeit verbindet. Die Thiere im Gegentheil, welche des Gedächtnisses und dieses Vermögens die Zeit zu vergleichen beraubt sind, können ihre Träume von ihren reellen Empfindungen nicht unterscheiden; und man kann sagen, daß, wenn sie träumen, es in der That geschehen sey.

Neunzehnter Abschnitt.

Von den Moden.

Obwohl die Moden keinen andern Ursprung zu haben scheinen, als den Eigensinn und die Phantasie, so verdienen doch auch angenommene Vorurtheile und allgemeine Phantasien untersucht zu werden. Die Menschen machen, und werden immer ein grosses Wesen von allem dem machen, was die Augen andrer auf sich ziehen, und ihnen zu gleicher Zeit eine vortheilhafte Meynung von unserm Reichthum, Macht und Grösse beybringen kann. Der Werth jener glänzenden Edelsteine, welche zu allen Zeiten als eine kostbare Zierde sind betrachtet worden, ist auf nichts anders, als auf ihre Seltenheit und auf ihren blendenden Glanz gegründet. Eben so ist es auch mit diesen schimmernden Metallen, deren Gewicht uns so leicht zu seyn scheint, indem es auf alle Falten unsrer Kleider vertheilt ist, um damit Parade zu machen. Diese Steine und diese Metalle also sind nicht sowohl eine Zierde für uns, als Zeichen für andre, aus welchen sie unsre Reichthümer bemerken sollen. Wir bemühen uns, ihnen davon einen grössern Begrif zu machen, indem wir die Oberfläche dieser Metalle vergrössern; wir wollen ihre Augen an uns ziehen, oder vielmehr dieselben blenden; und wie wenige giebt es, die in der That im Stande sind, die Person von der Kleidung zu trennen, ohne sie mit einander zu vermengen, den Menschen und das Metall zu beurtheilen!

 Alles

Alles das also, was selten und brillant ist, wird immer Mode seyn, so lang die Menschen mehr Vortheil vom Reichthum als von der Tugend ziehen werden, und so lang, als die Mittel, wichtig zu **scheinen**, von demjenigen so verschieden seyn werden, welches allein verdient, wichtig zu **seyn**.

Der äusserliche Glanz hängt sehr von der Art sich zu kleiden ab; und diese Art nimmt verschiedne Formen an, je nachdem die Gesichtspunkte verschieden sind, unter welchen wir gesehen seyn wollen. Der modeste Mann, oder welcher es scheinen will, will diese Tugend auch zu gleicher Zeit durch die Simplicität seiner Kleidung anzeigen. Der Ehrsüchtige unterläßt nichts von allem dem, was seinen Stolz unterhalten und seiner Eitelkeit schmeicheln kann; man erkennt ihn sogleich an dem Reichthum oder an der Wahl seines Anzuges.

Eine andre Absicht, welche die Menschen hiebey auch gemeiniglich haben, ist diese, ihren Körper grösser und ausgedehnter zu machen. Nicht zufrieden mit dem kleinen Raume, in welchem unser Wesen eingeschlossen ist, wollen wir in dieser Welt mehr Plaz einnehmen, als uns die Natur geben kann. Wir suchen unsre Figur durch hohe Schuhe, und durch ausgespreitete Kleider zu vergrössern; aber so ausgedehnt sie auch immer sind, ist die Eitelkeit, die sie bedeken, nicht noch grösser? Warum ist das Haupt eines Doktors mit einer enormen Menge geborgter Haare umgeben; und warum ist der Kopf eines schönen Geistes so leicht

bedekt? —

bedekt? — Der eine will, daß man den Umfang seiner Wissenschaft durch die physikalische Kapacität seines Kopfes beurtheile, den er mit einem anscheinenden Volumen vergrössert; der andre aber sucht ihn nur zu verkleinern, um uns eine Idee von der Leichtigkeit seines Geistes zu geben.

Doch giebt es Moden, deren Ursprung vernünftiger ist; dies sind diejenigen, wobey man die Absicht hatte, die Fehler zu verbergen, und die Natur weniger unangenehm zu machen. Wenn man die Menschen überhaupt betrachtet, so giebt es mehr ungestalte Figuren und häßliche Gesichter, als schöne und wohlgemachte Personen. Die Moden also, welche bey der größten Menge im Gebrauche sind, und welcher sich der übrige Theil unterwirft, sind durch diese grosse Anzahl Menschen eingeführt und bevestigt worden, welche die Absicht hatten, dadurch ihre Fehler erträglicher zu machen. Die Weiber haben ihre Gesichter bemalt, als die Rosen ihrer Farbe zu verlöschen anfiengen, und als sie eine natürliche Blässe weniger angenehm machte, als die andern; und dieser Gebrauch hat sich beynah zu allen Völkern der Erde ausgebreitet. Der Gebrauch, die Haare mit Puder weiß zu machen, und sie durch die Frisur aufzublasen, scheint, obwohl er nicht so allgemein, und viel neuer ist, erdacht worden zu seyn, um die Farbe des Gesichtes mehr zu erheben, und der Gestalt eine vortheilhaftere Bildung zu geben.

Zwanzigster Abschnitt.

Von den Verschiedenheiten des menschlichen Geschlechts.

Die erste und die merkwürdigste dieser Verschiedenheiten ist die Farbe; die zwote ist die Gestalt und Grösse, und die dritte ist das Naturel der verschiednen Völker. Jeder dieser Gegenstände könnte, nach seinem ganzen Umfang betrachtet, zu einer weitläuftigen Abhandlung Stof geben; aber wir werden uns nur auf das allgemeinste und bekannteste einschränken.

Wenn wir in dieser Absicht die Oberfläche der Erde durchwandern, und in Norden anfangen, so finden wir in **Lappland** und in den nördlichen Gegenden der **Tartarey** eine Race Menschen von einer kleinen Statur, und einer bizarren Figur, deren Physionomie eben so wild ist, als ihre Sitten. Diese Menschen, die von den übrigen ganz ausgeartet zu seyn scheinen, bewohnen sehr weitläuftige Gegenden. Die dänischen, schwedischen und russischen Lappen, die Nowazemblier, Büraten, Samojeden, die nördlichen Tataren, die Grönländer und die nördlichen Wilden oder Esquimaux scheinen alle von der nämlichen Race zu seyn, welche sich längs den Küsten des Nordmeeres, in den Wüsten und unter einem für alle andre Nationen unbewohnbarem Klima ausgebreitet und vermehrt haben.

Alle diese Völker haben ein breites und plattes Gesicht, eine stumpfe Nase, ein gelbes, braunes oder ins Schwarze fallendes Aug, gegen die Schläfe zurükgezogene Augenlieder, ausserordentlich grosse Baken, einen sehr grossen Mund, ein kurzes Kinn, grosse und aufgelaufene Lippen, schwarze und glänzende Haare, einen grossen Kopf, eine rauhe Stimme, und eine braune Haut. Sie sind sehr klein und dik, ungeachtet sie mager sind. Der größte Theil von ihnen ist nur vier Fuß hoch, und die größten haben nicht mehr als vier und einen halben Fuß.

Diese Race ist, wie man sieht, sehr von den übrigen verschieden; es scheint, daß sie eine besondere Gattung sey, deren Individua jedes eine Misgeburt ist. Bey all diesen Völkern sind die Weiber eben so häßlich, wie die Männer, und gleichen ihnen so stark, daß man sie nicht sogleich unterscheiden kann. Die grönländschen Weiber haben eine sehr kleine Taille, aber einen gut proportionirten Körper; ihre Brüste sind weich und so lang, daß sie solche ihren Kindern über die Achsel zum Saugen reichen; und die Warze derselben ist so schwarz wie eine Kohle. Einige Reisende behaupten auch, daß die Grönländerinnen nirgend Haare hätten, als nur auf dem Kopfe, und daß sie der monatlichen Reinigung nicht unterworfen wären, die sonst ihrem Geschlechte gemein ist.

Diese Völker gleichen sich nicht nur allein durch ihre Difformität, sondern sie haben auch alle beynahe die nämlichen Neigungen und Sitten; sie

sind alle gleich grob, abergläubisch und dumm. Die dänischen Lappen haben eine grosse schwarze Kaze, welcher sie all ihre Geheimnisse sagen, und bey welcher sie in all ihren Angelegenheiten Rath einholen; welche sich aber nur darauf einschränken, wenn sie auf die Jagd oder auf den Fischfang ausgehen sollen.

Bey den schwedischen Lappen giebt es in jeder Familie einen Fabour um den Teufel zu konsultiren; und ungeachtet sie robust, und grosse Läufer sind, so sind sie doch so furchtsam, daß man sie noch nie dahin vermocht hat, in den Krieg zu ziehen; es scheint, daß sie nirgend, als nur in ihrem Lande, und nur nach ihrer Weise leben können. Um auf dem Eise zu laufen bedienen sie sich sehr diker und hoher aus Tannenholz gemachter Schuhe, die bey zwo Ellen lang, und einen halben Fuß breit sind. Sie laufen mit einer solchen Geschwindigkeit, daß sie die flüchtigsten Thiere leicht erhaschen; sie tragen einen mit Eisen beschlagenen Stok, der auf einer Seite zugespizt, auf der andern aber abgerundet ist, und ihnen dazu dient, sich in Bewegung zu sezen, den Lauf zu leiten, sich zu unterstüzen, anzuhalten und auch die Thiere zu stechen, die sie verfolgen. Mit diesen Schuhen steigen sie die schlüpferigsten Thäler hinab, und die steilsten Berge hinauf.

Man behauptet, daß die russischen Lappen einen Wurfspies mit soviel Stärke und Geschiklichkeit werfen können, daß sie sicher sind, auf dreyßig Fuß einen weissen Flek eines Thalers groß zu treffen,

und daß sie in dieser Entfernung einen Menschen damit durch und durch stechen würden.

Die Nahrung dieser Völker besteht in getrokneten Fischen, und in Fleisch von Rennthieren oder Bären. Ihr Brod ist nichts anders, als Mehl von Fischknochen, welches mit weichen zerriebenen Baumrinden vermischt wird; und ihr Getränk ist Fischöl und Wasser, welches sie auf Wacholderbeeren aufgiessen. Sie haben so zu sagen gar keinen Begrif von Religion, noch von einem obersten Wesen. Der größte Theil besteht aus Gözenanbetern, und alle sind sehr abergläubisch. Sie sind mehr grob als wild, ohne Muth, ohne Achtung gegen sich selbst; und sie haben nur soviel Sitten, um sich darmit verächtlich zu machen. Sie baden sich nakt und alle zusammen, Mädchen und Jungens, Mütter und Söhne, Brüder und Schwester. Wenn sie aus diesen ausserordentlich heissen Bädern kommen, so werfen sie sich in einen sehr kalten Fluß.

Sie bieten den Fremden ihre Weiber und Töchter an, und halten es für eine Ehre, wenn man bey denselben schläft [a]). Diese Gewohnheit herrscht auch bey den Samojeden, Büraten, und Grönländern. Alle wohnen unter der Erde, oder in bey-

a) Diese Gewohnheit kann von dem Bewußtseyn ihrer Ungestaltheit und der Häßlichkeit ihrer Weiber herrühren; diejenigen finden sie also wahrscheinlich nicht so häßlich, die von den Fremden nicht sind verschmäht worden.

beynahe in der Erde gegrabenen Höhlen, die mit Baumrinden und Fischknochen bedekt sind. Eine durch mehrere Monate hindurch anhaltende Nacht nöthigt immer Licht in diesem Aufenthalt zu unterhalten, welches in einer Art Lampen und mit dem nämlichen Fischöl geschieht, welches ihnen zum Getränk dient.

Im Sommer sind sie nicht so aufgeräumt, wie im Winter, weil sie alsdenn in einem unaufhörlichen diken Dampf zu leben gezwungen sind, welches das einzige Mittel ist, sich vor dem Stiche der Müken zu verwahren, die in dem kältsten Klima vielleicht häufiger sind, als in den allerheissesten Ländern.

Bey dieser harten und traurigen Lebensart sind sie doch beynah nie krank, und kommen alle zu einem ausserordentlichen Alter.

Die Tataren.

Die tatarische **Nazion** überhaupt genommen bewohnt unermeßliche Länder in Asien und sie hat sich auf der ganzen Streke Landes von **Rußland** bis **Kamtschatka** ausgebreitet. Die Tataren haben sogar in ihrer Jugend eine sehr breite und runzlichte Stirn, eine kurze und grosse Nase, kleine und tiefliegende Augen, ein langes vorstehendes Kinn, lange und abgesonderte Zähne, grosse Augbraunen, die ihnen die Augen bedeken, ein plattes Angesicht, und eine braune oder olivengelbe Farbe. Sie sind von mittelmässiger Statur, aber

sehr

sehr stark und sehr robust; sie haben nur wenig Bart und dieser besteht aus Spizen. Sie haben dike Hüften und kurze Beine. Die häßlichsten unter ihnen sind die Cahungi, deren Anblik etwas schrekliches hat. Alle führen ein herumschweifendes Leben, und wohnen unter Zelten. Sie essen rohes Fleisch von Pferden, Kamelen ꝛc. oder sie bähen es ein wenig unter dem Sattel ihrer Pferde. Ihr gewöhnlichstes Getränke ist Pferdemilch, die mit Hirsenmehl gegohren hat. Ihre hauptsächlichsten Reichthümer bestehen in Pferden, mit denen sie sich unaufhörlich beschäftigen. Sie dressiren dieselben mit soviel Geschiklichkeit, und exerciren sie so oft, daß es scheint, diese Thiere haben mit denjenigen, die sie leiten, gleichen Verstand; denn sie gehorchen nicht nur allein vollkommen bey der mindsten Bewegung des Zügels, sondern sie fühlen auch so zu sagen die Absicht und die Gedanken des Reiters.

Die Chineser.

Die **Chineser** gleichen durch die Figur und die Züge den **Tataren** so sehr, daß es wahrscheinlich ist, daß sie, ungeachtet der gänzlichen Verschiedenheit des Naturells, der Sitten und der Gewohnheiten beyder Völker, von einem Ursprung sind. Die **Tataren** sind stolz, kriegerisch grosse Jäger; sie lieben die Fatiguen und die Unabhängigkeit, und sie sind bis zur Wildheit hart und grob. Die **Chineser** hingegen sind weichlich, friedsam, duldsam,

sam, abergläubisch, unterwürfig, abhängig bis zur Sklaverey, geprängvoll, und so grosse Komplimentenmacher, daß ihre Höflichkeit ins Abgeschmakte fällt.

Die Japoneser.

Die Japoneser sind den Chinesern ähnlich genug, um sie beyde für eine und die nämliche Race von Menschen zu halten. Sie sind von einem hochmüthigen, kriegerischen, geschikten, vigoureusen, höflichen und verbindlichen Naturell. Sie reden gut, sind reich an Komplimenten, aber unbeständig, und sehr eitel. Sie sind arbeitsam, und sehr geschikt in Künsten und Handwerken. Sie bedienen sich, wie die Chineser, kleiner Stäbchen zum Essen, und machen eben so wie diese verschiedne Ceremonien, oder vielmehr verschiedne Grimassen und sehr sonderbare Minen während der Mahlzeit. Eine abentheuerliche Gewohnheit, die diese beyden Nazionen gemein haben, ist diese, daß sie die Füsse ihrer Weiber so klein machen, daß sie kaum stehen können. Eine artige Frau in China oder Japon muß einen so kleinen Fuß haben, daß sie sich mit leichter Mühe des Pantoffels eines Kindes von sechs Jahren bedienen kann a).

Der

a) Man behauptet, daß den Chinesern dieses Mittel die Eifersucht gelehrt habe, um die Zusammenkünfte zu verhindern. Da fast alle Weiber nicht gehen können, so sind sie genöthigt zu Hause zu bleiben.

Der Geschmak an langen Ohren herrscht bey allen Völkern im Orient; doch einige ziehen solche nicht nur allein in die Länge, sondern sie durchstechen sie auch zugleich um Gehänge darinn zu bevestigen. Andere, wie in Laos, vergrössern das Loch so sehr, daß man einen Finger durchstecken könnte; woraus erfolgt, daß ihre Ohren bis an die Schultern reichen.

Die Menschen mit Schwänzen.

Ein Reisender versichert, daß er in der Insel Formosa, welche nicht weit von den Küsten der chinesischen Provinz Foki entfernt ist, mit seinen eignen Augen einen Menschen gesehen habe, der hinten einen mehr als Fuß langen Schwanz hatte, welcher ganz mit krausen Haaren bedeckt, und dem Schwanz eines Ochsens sehr ähnlich war.

Dieser Mensch versicherte, daß dieser Fehler, wenn es ja einer wäre, eine Wirkung des Himmelsstrichs sey, und daß alle Einwohner des südlichen Theils dieser Insel, so wie er, Schwänze hätten.

Andre Reisende behaupten das nämliche von dem Königreiche Lambry, wo es Menschen giebt, die spannlange Schwänze haben, und in den Gebirgen wohnen a). In der besagten Insel Formosa

a) Nach der Versicherung des Herrn Bomare ist dieser Schwanz nichts anders, als eine Verlängerung des Coccygis, welchen man nur bey einigen Individuis beobachtet habe.

mosa ist es den Weibern nicht erlaubt, vor dem fünf und dreyßigsten Jahre nieder zu kommen, ungeachtet es ihnen frey steht, sich lange Zeit vor diesem Alter zu verheyrathen. Wenn sie vorher schwanger sind, so machen ihre Priesterinnen, daß sie abortiren, indem sie ihren Leib mit Füssen treten, wenn es nöthig ist. Dies kömmt daher, weil es bey ihnen nicht nur eine Infamie, sondern sogar ein Laster ist, vor dem gesezten Alter ein Kind auf die Welt zu bringen; und es giebt welche unter ihnen, die schon das siebenzehnte mal schwanger waren, ehe es ihnen endlich erlaubt ist, niederzukommen.

Die Völker Indiens.

Die Gewohnheiten der verschiedenen indischen Völker sind alle sehr besonders und oft abentheuerlich. Die Banianen essen nichts von allem dem, was Leben gehabt hat; sie fürchten sich, das mindeste Insekt zu tödten, ja nicht einmal diejenigen, von welchen sie gebissen werden. Sie werfen Reis und Bohnen in die Flüsse, um die Fische zu nähren, und Körner auf die Erde, um die Vögel und Insekten zu füttern. Wenn sie einem Jäger oder einem Fischer begegnen, so bitten sie ihn inständig, von seinem Vorhaben abzustehen; und ist er gegen ihre Bitten taub, so bieten sie ihm Geld für sein Gewehr oder sein Nez an. Schlägt er aber auch dieses Anerbieten aus, so beunruhigen sie das Wasser, um die Fische zu erschrecken, und schreyen

aus

aus allen Kräften, um das Wild und die Vögel in die Flucht zu treiben.

Die Nairen, oder die Edlen in Kalikut, können nur eine Frau haben; aber die Frauen dürfen so viel Männer haben, als ihnen gefällt. Man findet welche, die deren zehne haben, welche sie als Sklaven betrachten, die sich ihre Schönheit unterwürfig gemacht hat.

Diese Freyheit, mehrere Männer zu haben, ist jedoch nur ein Vorrecht des Adels, das die Frauenzimmer vom Stande so geltend zu machen suchen, als sie nur können. Die Bürgerinnen aber können nicht mehr, als einen Mann haben. Doch suchen sich diese leztern die Härte ihres Standes durch den Umgang mit Fremden zu erleichtern, als welchen sie sich ohne Furcht vor ihren Männern überlassen, die ihnen deswegen gar nichts sagen dürfen. Eine sonderbare Gewohnheit unter ihnen ist auch diese, daß die Mütter ihre Töchter so jung prostituiren, als sie nur können. Uebrigens giebt es unter den Nairen gewisse Männer und Frauen, deren Beine so dick sind, als der Leib eines Menschen; und diese Ungestaltheit ist keine Krankheit, sondern sie bringen solche mit auf die Welt.

Die Mogolen.

Die Mogolen und die andern Völker auf der Halbinsel Indien gleichen zwar den Europäern sehr durch den Wuchs und die Züge; allein sie sind

mehr oder weniger durch die Farbe von ihnen unterschieden. Die **Mogolen** sind olivenfarb, obgleich das Wort **Mogol** in der indischen Sprache weiß bedeutet.

Die Weiber halten sich allda ausserordentlich rein, und baden sich sehr oft. Sie haben sehr lange Beine und Hüften, und einen kurzen Leib, welches just das Gegentheil der Europäerinnen ist.

Im Königreiche **Dekan** verherrathet man die Kinder sehr jung; und sobald der Mann zehen und die Frau acht Jahre hat, so lassen solche die Aeltern beysammen schlafen, und es giebt einige, die wirklich in diesem Alter Kinder gebähren. Allein diejenigen, welche schon so zeitlich anfangen Kinder zu tragen, hören gemeiniglich mit dreyßig Jahren auf, und werden ausserordentlich runzlicht. Unter diesen Weibern giebt es einige, welche sich die Haut in Figuren durchstechen, wie wenn man sich schröpfen läßt; und diese Figuren bemalen sie mit allerhand Farben aus Wurzeln, dergestalt, daß ihre Haut wie ein Blumenstoff aussieht.

Die Persier.

Das persische Blut ist von Natur grob; dies sieht man an den **Guebern**, welche das Ueberbleibsel der alten Persier sind. Sie sind häßlich, übel gebaut, haben einen schweren Gang, eine grobe Haut, und eine rothe Gesichtsfarbe. Aber durch die Vermischung des georgischen und cirkassischen Blutes ist das persische so veredelt worden, daß es

heut

heut zu Tage sehr schöne Menschen hervorbringt; denn diese, nämlich die Georgier und Cirkassier sind jene zwo Nazionen, unter welchen die Natur die allerschönsten Geschöpfe bildet. Auch giebt es jezt beynahe keinen einzigen Menschen vom Stande in Persien, der nicht von einer georgischen oder cirkassischen Mutter entsprossen ist.

Da es nun schon eine beträchtliche Reihe von Jahren ist, als man diese Art der Verheyrathung anfieng, so hat sich dadurch auch das weibliche Geschlecht eben so wie das andre verschönert; und die Persianerinnen sind nun sehr schön und sehr gut gemacht, obgleich zwar nicht in dem Grade, wie die Georgianerinnen. Die Männer sind gemeiniglich groß, gerade gewachsen, von lebhafter Farbe, stark, haben eine gute Mine, und ein schönes Antliz. Diese Schönheit aber erhalten sie nicht von ihren Vätern; denn ohne die Vermischung, von welcher ich so eben geredet habe, würden die Persier vom Stande die häßlichsten Menschen von der Welt seyn, weil sie ursprünglich aus der Tartarey kommen, deren Einwohner häßlich, schlecht gewachsen und grob sind. Aber so sind sie sehr höflich, und haben viel Verstand. Ihre Imagination ist lebhaft, geschwind und fruchtbar, und ihr Gedächtniß stark. Sie haben viel Anlage zu den freyen Künsten und mechanischen Wissenschaften, und einen großen Hang zum Krieg. Sie lieben die Ehre, und die Lobeserhebungen, die von der erstern der falsche Abdruk

sind. Ihr Naturel ist beugsam und demüthig, und sie haben einen leicht fassenden und intriguanten Verstand. Sie sind galant und wollüstig. Sie lieben den Luxus und den Aufwand, und überlassen sich demselben bis zur Verschwendung; auch verstehen sie weder die Landwirthschaft noch den Handel.

Die Weiber des gemeinen Volks in Persien haben einen ganz besondern Aberglauben. Diejenigen nämlich, welche unfruchtbar sind, bilden sich ein fruchtbar zu werden, wenn sie unter den auf den Galgen hängenden Todten hin und hergehen; und sie glauben, daß der Cadaver einer Mannsperson sogar von weitem vermögend sey, eine Frau durch seine Ausdünstungen zum Kindergebähren geschickt zu machen. Wenn ihnen aber dieses besondre Mittel nicht anschlägt, so suchen sie die Kanäle, welche das Wasser aus den Bädern führen. Hier erwarten sie die Zeit, da viele Mannspersonen im Bade sind; alsdenn gehen sie verschiedene male in dem herausfliessenden Wasser herum, und wenn dieses eben so wenig, wie der erste Versuch reüsirt, so suchen sie, sich desjenigen Theils der Vorhaut zu bemächtigen, welchen man bey der Beschneidung absondert, welches man in diesem Lande für das wirksamste Mittel gegen die Unfruchtbarkeit hält.

Die Araber.

Die Araber sind größtentheils in einem Zustande der Unabhängigkeit geblieben, welcher die Verachtung der Geseze voraussezt. Sie leben, wie die Tartaren, ohne Ordnung, ohne Polizey, und beynahe ohne gesellschaftliche Verbindung. Morden, rauben und plündern ist durch ihre Obern autorisirt; und sie machen sich aus ihren Lastern noch eine Ehre. Sie haben keine Achtung für die Tugend; und von allen menschlichen Einrichtungen haben sie keine andern, als diejenigen angenommen, welche Fanatismus und Aberglauben erzeugen.

Die Egypter.

Die Egypter haben Gebräuche, die von jenen der Araber sehr verschieden sind. In allen Städten und Dörfern längs dem Nil findet man Mädchen, die zum Vergnügen der Reisenden bestimmt sind, ohne daß diese verbunden sind, sie dafür zu bezahlen; und sie haben die Gewohnheit, öffentliche Häuser zu halten, welche beständig mit diesen Mädchen erfüllt sind. Die Reichen machen sich auf ihrem Sterbebette eine Pflicht der Frömmigkeit daraus, diese Häuser zu stiften, und sie mit Mädchen zu versehen, die sie zu dieser liebreichen Absicht kaufen lassen.

Die natürlichsten Fehler der Egypter sind Müssiggang und Zaghaftigkeit. Sie thun beynahe den ganzen Tag nichts anders, als Kaffee trin-

trinken, Tobak schmauchen, schlafen, müssig auf einem Plaze liegen, oder auf der Gasse plaudern. Sie sind sehr unwissend, aber bey allem dem doch voll Eitelkeit. Die Copten selbst sind von diesen Fehlern nicht frey; und ob sie gleich nicht läugnen können, daß sie ihren Adel, ihre Wissenschaften, ihre Waffenübungen, ihre eigne Geschichte und selbst ihre Sprache verloren haben, und daß sie aus einer berühmten und tapfern Nazion ein elendes sclavisches Volk geworden sind, so geht ihr Stolz doch so weit, daß sie andre Nazionen verachten; und sie werden beleidigt, wenn man ihnen sagt, sie sollen ihre Kinder nach Europa reisen lassen, um sich allda in Wissenschaften und Künsten zu unterrichten.

Die Völker der Barbarey.

Die zahlreichen Nazionen, welche die Küsten des mittelländischen Meeres, von Egypten bis an den Ocean, und das Innere der ganzen Barbarey bis an den Berg Atlas und weiter bewohnen, sind Völker von verschiedener Abkunft. Die Eingebohrnen des Landes, die Araber, die Vandalen, die Spanier, und vor diesen die Römer und Egypter haben diese Gegenden mit Menschen bevölkert, die sehr verschieden von einander sind. Die Bergbewohner um Aureß haben eine Physionomie und ein Aussehen, das sie von ihren Nachbarn sehr unterscheidet. Ihre Gesichtsfarbe ist nicht nur allein nicht braun, sondern

dern sogar weiß mit roth gemischt; und ihre Haare dunkelgelb, da doch die Haare aller andern schwarz sind. Dieses läßt glauben, daß diese blonden Menschen von den Vandalen abstammen, welche sich nach ihrer Vertreibung an einigen Orten dieser Gebirge niederliessen.

Im Königreiche Tripoli sind die Weiber groß, und sie suchen in einer übermäßig langen Taille eine besondre Schönheit. Sie bestechen sich, wie die arabischen Weiber das Gesicht mit Nadeln. Ueberhaupt affectiren die maurischen Weiber, welche selbst bey uns für schön passiren würden, so lange Haare zu tragen, daß ihnen solche bis an die Fußsohlen reichen. Sie bemahlen die Haare an den Augenliedern mit einem Pulver aus Bleyerz, und glauben, daß die dunkle Farbe, welche solches den Augen giebt, eine besondre Schönheit sey. Diese Gewohnheit ist sehr alt und sehr gemein, indem sich die griechischen und römischen Weiber die Augen eben so färbten, wie die Weiber im Orient.

Alle Völker aber von dem Reiche des Mogols an bis in die Barbarey, und sogar vom Ganges bis an die abendländischen Küsten des Königreichs Maroko, sind nicht so verschieden von einander, wenn man die Abänderungen ausnimmt, welche durch die Vermischung anderer, mehr nördlicher Völker entstehen. Der Strich Erde, den sie bewohnen enthält gegen 2000 Meilen. Ueberhaupt sind die Menschen in demselben braun und schwärzlich, aber doch zugleich schön und wohlgebaut.

Wenn wir aber diejenigen betrachten, welche unter einem gemässigteren Himmelsstriche wohnen, so werden wir finden, daß die Einwohner der nördlichen Provinzen der Mogoley und Persiens, die Armenier, Türken, Georgianer, Griechen und alle Völker Europens, die schönsten, weissesten und wohlgebautesten der Erde sind.

Die Georgianer.

In Georgien findet man kein häßliches Gesicht. Die Natur hat hier über den größten Theil der Frauenzimmer Annehmlichkeiten verbreitet, die man anderwärts nicht bemerkt. Sie sind groß, wohlgebaut, ausserordentlich gefällig und haben ein reizendes Gesicht. Die Männer sind auch sehr schön; sie haben viel natürlichen Verstand, sind von Natur höflich, menschenfreundlich und sehr gelassen, denn sie kommen nur selten in Zorn; aber ihre schlechte Erziehung macht sie unwissend und lasterhaft, und es giebt vielleicht kein Land in der Welt, wo Ausschweifungen und Trunkenheit in einem so hohen Grade herrscht, wie in Georgien.

Die Circassier und Mingrelier.

Die Circassier und Mingrelier sind eben so schön und eben so gut gebaut, wie die Georgianer, und es scheint, daß diese drey Völker nur eine und eben dieselbe Race von Menschen sey. Die Mingrelier sind nicht eifersüchtig. Ein Mann, der seine

seine Frau mit ihrem Liebhaber auf der That überrascht, hat kein andres Recht, als nur diesen lezteren zu zwingen, daß er ein Schwein hergebe, welches sie alle drey unter einander verzehren. In all diesen Ländern sind die Sklaven nicht theuer, und für zwanzig Thaler kann man ein sehr schönes Mädchen von dreyzehn bis achtzehn Jahren haben.

Die Türken.

Die **Türken**, welche eine grosse Anzahl dieser Sklaven kaufen, sind ein Volk, das aus verschiedenen Nazionen zusammengesezt ist. Ueberhaupt sind sie robust und wohlgebaut; und es ist eine Seltenheit unter ihnen Hinkende und Buklichte zu finden. Die Türkinnen sind insgemein ebenfalls schön, wohl gebaut und ohne Fehler. Sie sind weiß, weil sie wenig ausgehen; und wenn sie auch ausgehen, so ist ihr Gesicht immer bedekt. Sie streuen sich gebrannte und präparirte Tutia in die Augen, um sie schwärzer zu machen. Sie baden sich auch sehr oft, parfümiren sich alle Tage, und lassen überhaupt nichts unversucht, was ihre Schönheit erhalten und vermehren kann.

Man behauptet zwar, daß die Persianerinnen noch mehr auf Reinlichkeit halten, als die **Türkinnen**. Aber die Männer haben auch hier verschiedne Begriffe von der Schönheit. Die Perser lieben braune und die **Türken** rothe Gesichter.

Die

Die Juden.

Man hat behauptet, daß die Juden, welche ursprünglich alle aus Syrien und Palästina kommen, noch heut zu Tage jene braune Leibesfarbe besässen, welche sie ehedem hatten. Allein es ist ein Irrthum, wenn man behaupten will, daß alle Juden braun seyen; denn dieses ist nur von den portugiesischen Juden wahr. Diese Leute verheyrathen sich immer nur unter einander, die Kinder gleichen ihren Vätern und Müttern, und also pflanzt sich ihre Farbe mit wenig Verminderung fort, sie mögen auch wohnen, wo sie wollen, sogar wenn sie in Norden wären. Heut zu Tage gleichen die Einwohner von Judäa den übrigen Türken; nur sind sie bräuner als die in Konstantinopel, oder die an den Küsten des schwarzen Meeres.

Die Griechen.

Die Griechen sehen bey ihren Frauen grosse Augen und sehr erhobene Augenbraunen als grosse Schönheiten an; und sie verlangen, daß solche bey den Männern noch grösser und dicker seyn sollen. An allen antiquen Büsten und Medaillen der alten Griechen kann man bemerken, daß die Augen von einer übermäßigen Größe sind, in Vergleichung derjenigen, welche man an den römischen Büsten und Medaillen sieht.

Insgemein sind die griechischen Frauenzimmer schöner und lebhafter als die Türkinnen; und erstre haben auch den Vortheil einer viel grössern Freyheit. Sie haben die schönsten Haare von der Welt, besonders in der Nachbarschaft von Konstantinopel; doch aber haben die Weiber, deren Haare bis an die Fußsohlen reichen, nicht so regelmäßige Züge, als die andern Griechinnen. Die Griechinnen auf **Chio** gehen mit den Mannspersonen sehr vertraut um; die Mädchen pflegen mit den Fremden einen sehr freyen Umgang, und alle gehen mit gänzlich entblößter Brust.

Die Völker Europens.

Die **Griechen**, **Neapolitaner**, **Siciliäner**, **Korsikaner**, **Sardinier** und **Spanier**, sind, da sie beynahe unter einem Erdgürtel wohnen, einander in Rücksicht der Gesichtsfarbe sehr ähnlich. Alle diese Völker sind bräunlicher, als die **Franzosen**, **Engländer**, **Deutsche**, **Pohlen**, **Moldavaner**, und alle übrige Einwohner des nördlichen Europens a).

Die

a) Die Italiäner haben viel Ausbildung, Biegsamkeit, Vorsichtigkeit und Verstand; eine lebhafte und natürliche Beredsamkeit, die Geschiklichkeit zu regieren, Aufmerksamkeit auf Wohlstand, Redlichkeit gegen Fremde, und der Geschmak an Schauspielen, sind Eigenschaften, die allen gleich gemein sind. Sie haben einen grossen Hang zur Liebe und zur Eifersucht. Aber ist die

Die Schweden.

Die Menschen mit schwarzen oder braunen Haaren fangen an in England, Flandern, Holland

die Liebe nicht die schwache Seite aller Menschen, und beweißt die Eifersucht nicht, daß man wahrhaft liebt? Obwohl die Italiäner nichts weniger, als Krieger zu seyn scheinen, so werden sie doch von der Liebe zur Freyheit angefeuert, und man opfert Armeen auf, wenn es darum zu thun ist, die willkührliche Macht zu unterdrücken. Der Italiäner hat nicht selten eine angenehme Figur, welches gemeiniglich von seinem Anstand abhängt, und derjenige kleidet ihm am besten, der dem serieusen Charakter des Engländers nahe kömmt. Die Italiänerinnen zerfliessen gleichsam in Empfindungen. Sie haben gewöhnlicher Weise eine sehr schlanke Taille, und lebhafte ungekünstelte Annehmlichkeiten. Ob sie gleich überhaupt zu reden brünett sind, so nehmen sie doch bald ab. Eine Neigung, die ihnen sehr gewöhnlich ist, ist der Geschmak an den Wissenschaften.

Der berühmte Montesquieu sagt: die Spanier machten recht eigentlich eine Nazion aus, um unnützer Weise ein großes und schönes Land zu besitzen. Eine affectirte Ernsthaftigkeit, der Hang zur Chevalerie, die Verachtung gegen alle andre Nazionen und gegen nüzliche Arbeiten, eine Werthschäzung des Adels, der bis zur Ausschweifung geht, ein Stolz, der die Folge oder vielmehr der Grundsaz dieser Art zu denken ist, dieses alles zusammen macht den Nazionalkarakter der Spanier aus. Es fehlt ihnen übrigens nicht an Genie, Muth und andern löbli-

land und in den nördlichen Provinzen Deutsch-
lands selten zu werden, und in Dänemark,
Schwe-

löblichen Eigenschaften. Es ist zu glauben, daß sie die ausserordentliche Hize des Klimas faul macht, und daß ihnen die Mauren jenen romantischen Hang beygebracht haben, welcher überhaupt die Asiaten karakterisirt. Ein schöner Spanier ist vollkommen schön; aber er kennt seinen Werth zu sehr. Die Spanierinnen, besonders die Biskaierinnen, sind die schönsten Weiber Europens. Sie sind zärtlich, aufrichtig, voll Feuer, aber verbleichen oft aus Magerkeit.

Die Portugiesen sind den Spaniern sowohl durch die Gestalt, als durch Züge ähnlich; und sie haben die nämlichen Neigungen und die nämlichen Sitten. Da sie von Natur voll Imagination und Lebhaftigkeit sind, so macht sie das abergläubische Wesen furchtsam, schrekenvoll und zurükhaltend. Die Hize des Klimas und die Tyranney der Inquisizion hält sie ebenfalls in einer traurigen Unthätigkeit

Wenn der Mensch ein gesellschaftliches Thier ist, so ist der Franzos mehr Mensch, als jeder andrer; denn er scheint nur einzig und allein für das Gesellschaftliche geschaffen zu seyn. Er ist lebhaft, angenehm, aufgeräumt, manchmal unvorsichtig, oft indiskret und immer flüchtig. Er hat Courage, Großmuth und Offenherzigkeit. Als ein Verehrer der Freyheit, ist er gelehrig gegen die Anordnungen seines Souverains, welchem er aus Liebe gehorcht. Die Franzosen zeigen sich mit Annehmlichkeit und Würde. Die von Toulouse sind vielleicht die schönsten Menschen Europens (Expilli.) Sie sind groß und wohl

Schweden und Pohlen findet man fast gar keine. Das Frauenzimmer ist in Schweden sehr wohl gebaut; sie haben einen männlichen Anstand, und ein ungezwungenes Betragen. Die französischen Frauenzimmer, ohne eben schöner zu seyn, als das übrige Frauenzimmer Europens scheinen es durch die Annehmlichkeiten die sie sich zu geben wissen, wirklich zu seyn. Uebrigens ist es bekannt, daß das Frauenzimmer in Avignon den Biskaierinnen den Preis der Schönheit streitig machen kann. Sie sind groß, wohl gebaut und von einer alabastergleichen Weisse. Sie haben das schönste Fell von der Welt, eine unvergleichliche Farbe, ein gesundes Aussehen, das bezaubert, und eine piquante Lebhaftigkeit.

Der Engländer hat einen langsamen aber richtigen nnd tiefen Verstand. Sein Herz ist kalt und schwer zu bewegen; aber wenn es einmal angegriffen ist, dann läßt es sich auch bis zur Wuth hinreissen. Wenn man von seinen Favoritunterhaltungen auf sein Gefühl schliessen wollte, so würde man glauben, er sey grausam; aber er ist sehr menschenfreundlich und großmüthig. Die Liebe zur Freyheit ist die Triebfeder seiner Handlungen, und die Quelle seiner Uebel. Seine Unabhängigkeit, auf die er eifersüchtig ist, macht ihn stolz und unbeugsam. Er bemüht sich nicht, Politesse in den Gesellschaften zu zeigen, noch Delikatesse in seinen Vergnügungen. Er überläßt sich seinem Geschmak ohne Zurükhaltung. Die Sättigung desselben macht ihm das Leben zur Last, und bestimmt ihn, sich oft selbst sein Ende zu beschleunigen. Der Pöbel ist in England ausserordentlich grob; er liebt

sehr fruchtbar; die Weiber haben gewöhnlicher Weise zehen bis zwölf Kinder, und es geschieht nicht

Ausgelassenheit und Tumult, und ungeachtet des Enthusiasmus für Freyheit, welcher ihn verblendet, erfährt er oft, daß er mehr als einen Herrn hat. Der Engländer ist ein sehr schöner Mann; aber man möchte wünschen, daß er weniger ernsthaft und stolz sey. Die Engländerinnen sind zärtlich und voll Empfindung; und sie würden vollkommen schön seyn, wenn sie nicht durchgängig zu weiß wären; welches macht, daß sie fade zu seyn scheinen.

Die Holländer sind im Ueberfluß und leben mit viel Oekonomie. Eine edle Simplicität macht die Zierde ihrer Wohnungen, und man bemerkt in derselben jene pompöse Pracht nicht, die in unsern Pallästen herrscht. Die holländische Reinlichkeit ist bekannt genug. Dieses arbeitsame, aufgeklärte und politische Volk hat sich durch seinen Handel so sehr bereichert, und sich andern Nazionen, über welche es oft Schiedsrichter ist, so respektable gemacht, daß man es nie glauben sollte, daß es nur den kleinsten Staat Europens ausmache. Der Holländer ist ehrlicher als er höflich ist, hat mehr gesunden Verstand als Genie, gemeiniglich einen diken Wuchs und immer einen sehr simpeln Anzug. Die Holländerinnen gefallen durch ihre Aufrichtigkeit und Güte; nur sind sie oft zu fett.

Die Deutschen treiben die Titelsucht bis zur Ausschweifung, und es ist vielleicht nur dieses allein, worin sie den alten Germaniern nicht gleichen, deren Sitten uns Tacitus beschrieben hat. Diese liebten die Feste und Schauspiele (gaudent muneribus etc.) Man sagt von den

 Deut-

Bayerische Staatsbibliothek München

nicht selten, daß eine achtzehen, zwanzig, vier und zwanzig, acht und zwanzig bis dreyßig Kinder gebährt. Aber diese Fruchtbarkeit beweist noch nicht, daß das Frauenzimmer einen grössern Hang zur Liebe habe, und selbst die Männer sind in kalten Gegenden viel keuscher als in den südlichen. Man ist in **Schweden** ungleich weniger verliebt als in **Spanien** und **Portugal**, und doch gebähren die Frauen dort mehr Kinder. Jedermann weiß, daß die nordischen Völker ganz Europa überschwemmt haben; daher die Geschichtschreiber Anlaß nehmen, den **Norden** Officina gentium zu nennen. In **Schweden** leben die Menschen gewöhnlicher Weise länger, als in dem größten Theile der übrigen Reiche Europens, und man findet hier oft Menschen, welche hundert und zuwei-

Deutschen, daß sie mehr nach Vergnügen als Ehre geizten. Die Germanier waren von Treu und Muth ganz erfüllt (gens non astuta) und diese Eigenschaften finden sich bey den Deutschen noch im höchsten Grade. Bey den ersteren raillirte man nicht über Laster; sie waren strenge, billig, ein wenig grob, und Verehrer ihrer Freyheit. (Nemo vitia illic non ridet.) Die heutigen Deutschen sind von Natur zwar gut, aber eben so streng, hartnäkig und eifersüchtig auf ihre Vorrechte. Wenn es nicht so selten wär, in Deutschland schöne Beine zu sehen, so würde es allda viel häufiger sehr schöne Männer geben. Das Frauenzimmer erhält seine Blüthe sehr lange. Sie haben viel sanftes Wesen, und oft zu viel Freymüthigkeit.

zuweilen welche, die bis hundert sechzig Jahr alt sind.

Die Dänen.

Die Dänen sind groß und robust, von einer lebhaften und rothen Gesichtsfarbe. Sie leben wegen der reinen Luft, die sie einathmen, sehr lange. Die Frauenzimmer sind sehr weiß, ziemlich wohl gebaut, und sehr fruchtbar.

Die Russen.

Vor Peter dem Grossen waren die Russen, wie man sagt, noch beynahe Barbaren. Das Volk in Sclaverey gebohren, war sehr dumm, wild, grausam, und ohne Muth und Sitten. Allein doch schon zu diesem Zeitpunkte wußten sich die rußischen Frauenspersonen zu schminken, die Augenbraunen auszureissen, solche zu bemalen, oder sich künstliche zu machen. Sie wußten schon Edelsteine zu tragen, ihre Hauben mit Perlen zu besezen, und sich in reiche und kostbare Stoffe zu kleiden. Beweist dieses nicht, daß die Barbarey schon damals anfieng zu verschwinden, und daß der Souverain nicht so viel Mühe anzuwenden hatte, sein Volk zu poliziren, als einige Schriftsteller behaupten wollen? Dieses Volk ist heut zu Tage civilisirt, treibt Handlung und ist begierig auf Künste und Wissenschaften; liebt aber dabey die Schauspiele und sinnreiche Erfindungen. Zu solchen Veränderungen ist es nicht genug, daß ein

ein grosser Mann erscheine; er muß auch zu rechter Zeit erscheinen.

Wenn wir nun über diese historische Beschreibung aller europäischen und asiatischen Völker Betrachtungen anstellen, so scheint es, daß ihre Farbe grossentheils von dem Klima abhängt, ohne daß man jedoch sagen könne, daß dasselbe gänzlich die Ursache davon sey. Denn es giebt in der That verschiedene Umstände, die auf die Farbe, und selbst auf den Bau des Körpers und der Gesichtszüge der verschiedenen Völker Einfluß haben können. Die vorzüglichsten darunter sind die Nahrung, die Sitten und die Art zu leben. Wir werden die Verschiedenheiten, welche diese Ursachen hervorbringen können, untersuchen, so bald wir die Völker von Afrika und Amerika werden geschildert haben.

Von den Nazionen, welche den ganzen nördlichen Theil von Afrika, nämlich vom mittelländischen Meere bis zum Wendekreise bewohnen, haben wir schon geredet. Alle diejenigen, welche sich jenseit desselben, nämlich vom rothen Meer an bis an das grosse Weltmeer, befinden, sind noch Abkömmlinge der Mauren, aber sie sind so braun, daß sie beynahe schwarz zu seyn scheinen. Die Männer besonders sind sehr braun; die Frauen aber sind ein bischen weisser, dabey wohl gebaut, und schön genug.

Die Ethiopier.

Man ist in Rücksicht der Farbe und Gesichtszüge der Ethiopier lange in einem Irrthum gewesen, weil man sie mit den Nubiern, ihren Nachbarn, verwechselt hat, die doch von einer andern Raçe sind. Die natürliche Farbe der Ethiopier ist braun oder olivenfarb, so wie die der südlichen Araber, von welchen sie wahrscheinlich ihren Ursprung haben. Sie haben einen hohen Wuchs, ausgezeichnete Gesichtszüge, schöne und grosse Augen, eine wohlgestalte Nase, kleine Lippen und weisse Zähne; anstatt daß die Einwohner Nubiens eine stumpfe Nase, grosse und dicke Lippen, und ein sehr schwarzes Gesicht haben.

Die Ethiopier sind übrigens nur ein halbpolicirtes Volk. Ihre Kleidungen bestehen aus Baumwolle, und nur die reichsten haben sie von Seide; ihre Häuser sind niedrig und schlecht gebaut; ihre Felder werden schlecht kultivirt. Sie haben so sehr Mangel an Salz, daß sie es im Einkauf mit Gold aufwiegen. Das rohe Fleisch lieben sie sehr, trinken aber keinen Wein, ob sie gleich Weinberge haben. Ihr gewöhnliches Getränk wird mit Tamarinden gemacht, und hat einen etwas säuerlichen Geschmak. Von Wissenschaften und Künsten haben sie sehr wenig Kenntniß; denn ihre Sprache hat keine Regeln, und ihre Art zu schreiben ist zu gar keiner Vollkommenheit gebracht. Um einen Brief zu schreiben haben sie einige Tage nöthig, ungeachtet ihre Buchstaben schöner sind

als die Arabischen. Sie haben eine besondre Art sich zu grüssen; denn sie nehmen einer den andern bey der rechten Hand, und führen solche wechselsweise an den Mund. Auch nehmen sie die Binde desjenigen, den sie grüssen, und binden sich solche um den Leib, dergestalt, daß diejenigen, welche man grüßt, zur Hälfte nackend bleiben, denn der größte Theil trägt nichts anders, als diese Binde um den Leib, und baumwollene Unterhosen.

Die Heuschreckenfresser.

An den Gränzen der ethiopischen Wüsteneyen findet man ein Volk, welches man Acridophages oder Heuschreckenfresser nennt. Sie sind schwarz, mager, sehr behend im Laufen, und von einer sehr kleinen Taille. Im Frühlinge wird ihnen durch gewisse warme Westwinde eine unendliche Menge Heuschrecken zugeführt; und da sie nun weder Vieh noch Fische haben, so sind sie genöthigt, davon zu leben, und solche zu diesem Ende in grosser Anzahl zu sammeln. Sie pökeln solche mit Salz ein, und bewahren sie auf diese Art zu ihrer Nahrung fürs ganze Jahr auf. Dieses bringt aber zwey ganz besondre Wirkungen hervor. Die erste ist, daß sie dabey kaum ein Alter von vierzig Jahren erreichen, und die zwote, daß sich, wenn sie sich diesem Alter nähern, in ihrem Fleische eine Menge geflügelter Insekten erzeugt, welche damit anfangen, ihnen den Bauch anzufressen, darauf die Brust, und endlich sich bis an die Knochen durchnagen.

Die

Die Schwarzen.

In dem Geschlechte der Schwarzen giebt es eben so viel Verschiedenheiten als bey dem Weissen. Die Schwarzen haben wie die Weissen ihre Tartaren und Cirkassen. Man muß sie also in verschiedne Raçen abtheilen, und es scheint mir, daß man solche leicht auf zwo Hauptgeschlechter einschränken kann, nämlich auf die Negern und Kaffern. Diese zwo Menschenarten gleichen sich mehr durch die Farbe, als ihre Gesichtszüge; und ihre Haare, ihre Haut, der Geruch ihres Körpers, ihre Sitten und ihr Naturel sind eben so verschieden. Wenn wir die verschiednen Völker betrachten, die jede dieser zwo Hauptarten ausmachen, so finden wir an ihnen alle Nüançen vom Braunen zum Schwarzen, gleichwie wir bey den Weissen alle Schattirungen vom Braunen zum Weissen bemerkt haben.

Die Völker, welche zur ersten Raçe gehören.

1) Die Negern in Senegal.

Die ersten Negern, welche man antrift, sind diejenigen, welche die mittägliche Küste von Senegal bewohnen a), und sich Jalofs nennen.

a) Die Einwohner der kanarischen Inseln, sagt Herr von Büffon, sind keine Negern, weil die Reisenden versichern, daß die alten Einwohner dieser

Sie sind alle sehr schwarz, wohl proportionirt, und von einem sehr vortheilhaften Wuchse. Die Züge ihres Gesichtes sind nicht so hart, als die der übrigen Negern; und es giebt einige unter ihnen, besonders Frauenspersonen, die sehr regelmäßige Gesichtszüge haben. Sie haben auch die nämlichen Begriffe von der Schönheit, die wir von ihr haben; denn sie lieben schöne Augen, einen kleinen Mund, proportionirte Lippen, und eine wohlgestalte

dieser Inseln wohl gebaut waren, einen schönen Wuchs, und eine starke Complexion besaßen. Diejenigen, welche das feste Land von Afrika, unter eben der Breite mit diesen Inseln bewohnen, sind ziemlich braune Mauren, die aber doch eben so, wie diese Insulaner, zum Geschlechte der Weissen gehören; die Einwohner des Cap blanc sind auch Mauren, die dem Gesetze Mahomeds anhängen, und die, wie die Araber, von einer Stelle zur andern herum wandern. Von ihnen erhalten wir das arabische Gummi. In einigen Gegenden Senegals, gegen Norden und Süden, trift man eine Gattung Menschen an, die man Foul (foules) nennt, welche die Nüance zwischen den Mauren (Mohren) und Negern zu machen scheinen, und die wohl nichts anders, als ein Mittelding seyn können, das aus der Vermischung beyder Nazionen entstanden ist. Eben so sind auch die Inseln des grünen Vorgebirges mit einer solchen Menschengattung bevölkert, die ihr Daseyn den angekommenen Portugiesen, und den sich schon ehedem darauf befundenen Negern verdanken, und die man kupferfarbene Neger nennt.

stalte Nase; nur über den Grund des Gemäldes denken sie mit uns verschieden, und fordern eine sehr schwarze und glänzende Farbe. Ihre Haut ist sehr fein und weich, und es giebt unter ihnen, die Farbe ausgenommen, eben so schöne Weiber, als in irgend einem Lande der Welt. Sie sind gewöhnlich gut gebaut, fröhlich, lebhaft, zur Liebe sehr geneigt, und ihr Geschmack erstreckt sich auf alle Mannspersonen, besonders aber auf die weissen. Uebrigens ist anzumerken, daß diese Frauenspersonen beständig die Tobakspfeife im Munde haben, und ihre Haut giebt, wenn sie erhitzt sind, beständig einen unangenehmen Geruch von sich, obgleich der Geruch dieser senegalschen Neger bey weitem nicht so stark ist, wie der von andern Negern. Sie lieben sehr bey dem Getöße einer Kirbisflasche oder einer Trommel zu springen und zu tanzen. Aber alle Bewegungen ihrer Tänze sind eben so viele freche Stellungen und unanständige Geberden. Auch baden sie sich oft und feilen sich die Zähne, um sie dadurch desto gleicher zu machen. Diese Negerinnen sind sehr fruchtbar, gebähren ohne Beystand mit viel Leichtigkeit, und die Folgen davon sind ihnen gar nicht beschwerlich. Sie haben eine sehr grosse Zärtlichkeit für ihre Kinder, und sie sind eben so geschickt, und eben so sinnreich wie die Männer. Sie bemühen sich sogar, sich viele Tugenden eigen zu machen, wie z. B. Diskrezion und Mässigung. Um sich dazu zu gewöhnen, wenig zu essen und zu reden, nehmen sie des Morgens Wasser in den Mund, behalten es so lange, als sie

sich mit ihren häuslichen Geschäften abgeben, und spucken es nicht eher aus, als bis die Stunde zur ersten Mahlzeit da ist.

2) Die Negern des grünen Vorgebirges.

Die **Negern** der Insel **Gorea** und der Küste des **grünen Vorgebirges** sind, wie die erwähnten Senegalschen, wohl gewachsen und sehr schwarz. Sie machen von ihrer Farbe, die in der That einem schwarzen und glänzenden Ebenholz gleicht, so viel Wesens, daß sie alle übrige verachten, welche nicht eben so schwarz sind, gleichwie die Weissen die Braunen verachten. Ob sie gleich stark und robust sind, so sind sie doch sehr faul. Sie haben kein Korn, keinen Wein, keine Früchte und leben nur von Fischen und Hirse. Sie essen nur sehr selten Fleisch, und ungeachtet sie sehr wenig Gerichte zu wählen haben, so essen sie doch keine Kräuter, und sie vergleichen deshalb die Europäer mit den Pferden, weil sie auch Kräuter fressen. Aber den Brantwein lieben sie heftig, in welchem sie sich sehr oft berauschen; und um solchen zu erlangen, verkaufen sie Kinder, Anverwandte, und zuweilen sich selbst. Die äusserste Armuth, in welcher sie leben, hindert sie nicht, immer zufrieden und aufgeräumt zu seyn. Sie glauben, daß ihr Land das beste in der Welt sey, und daß sie die schönsten Menschen des ganzen Universums seyen, weil sie die schwärzesten sind.

3) Die Neger von Guinea.

Die Neger von der Sierra-Liona und Guinea bemalen sich den Körper oft mit Roth und andern Farben. Auch bemalen sie sich um die Augen mit weiß, gelb und roth und machen sich Zeichen und Strahlen von verschiedenen Farben auf das Gesicht. Die Frauenspersonen sind hier noch viel freyer als in Senegal, und es giebt deren eine grosse Anzahl, die publik sind, welches sie aber auf gar keine Art entehrt. Diese Neger, sowohl Männer als Weiber, gehen immer mit entblößtem Haupte, und schneiden oder barbieren sich die Haare ab. Ihre Kleidung besteht in einer Art Schürze, die aus Baumrinde gemacht wird, und aus einigen Affenfellen, welche sie über diese Schürze tragen. Auf diesen Fellen pflegen sie Glöckchen zu bevestigen, wie wir den Maulthieren anhängen. Sie schlafen auf Matten von Binsen. Ihre vorzüglichste Nahrung sind Ignames oder bananes. Sie haben keine andre Begierde, als die nach Weibern, und keinen andern Wunsch, als den nach Müssiggang. Sie gelangen selten zu einem gewissen Alter. Ein Neger von funfzig Jahren ist in seinem Lande ein sehr alter Mann, und sie scheinen es schon bey dem vierzigsten Jahre zu seyn. Vermuthlich ist der zu frühzeitige Genuß des Frauenzimmers die Ursache von der Kürze ihres Lebens. Die Kinder werden so debauchirt, und so wenig von ihren Vätern und Müttern eingeschränkt, daß sie sich schon in ihrer zarten Jugend

all

all dem überlassen, wozu sie die Natur auffordert, und es ist nichts so selten unter diesem Volke, als ein Mädchen zu finden, welches sich der Zeit erinnern kann, wo sie ihre Jungferschaft verlohren hat.

4) Die Neger von Congo.

Die Neger in Congo sind schwarz; doch einige mehr als die andern, aber doch nicht so schwarz, wie die Senegalischen. Sie haben größtentheils schwarze und krause Haare; einige haben sie auch lockigt. Die Mannspersonen sind von einer mittelmässigen Größe. Einige haben braune andre meergrüne Augen. Ihre Lippen sind nicht so groß wie bey andern Negern, und ihre Gesichtszüge sind denen der Europäer sehr ähnlich. Sie haben sehr besondre Gebräuche. In der Provinz Malimon adelt die Frau den Mann. Wenn der König stirbt und nur eine Tochter hinterläßt, so ist sie, wenn sie anders mannbar ist, völlige Beherrscherinn des Reiches. Sie fängt alsdenn an, ihr ganzes Land zu durchreisen; und in allen Städten und Dörfern wo sie durchkömmt, sind bey ihrer Ankunft alle Mannspersonen verbunden, sich in einen Kreiß zu stellen, um sie zu empfangen. Derjenige unter ihnen, welcher ihr am besten gefällt, schläft dieselbe Nacht bey ihr. Nach ihrer Zurückkehr von dieser Reise, läßt sie sich denjenigen kommen, der ihr am besten Genüge geleistet hat, und heyrathet ihn. Durch dies verliert sie aber

alle

alle Gewalt über ihr Volk, und von diesem Augenblick an geht alle Autorität an ihren Mann über.

Wenn diese Neger in Congo Schmerzen im Kopfe oder an einem andern Theil des Körpers fühlen, so machen sie an dem schmerzhaften Orte eine leichte Wunde, und appliciren auf denselben eine Art eines kleinen Horns, mittelst welchen sie, wie mit einer Pfeife, so lange Blut aussaugen, bis sich der Schmerz legt.

Ungeachtet zwar alle diese Neger überhaupt wenig Verstand haben, so besitzen sie doch viel Gefühl. Sie sind aufgeräumt oder melancholisch, arbeitsam oder faul, Freund oder Feind, alles nach der Art, wie man mit ihnen umgeht. Wenn man sie wohl füttert und nicht übel hält, so sind sie zufrieden, fröhlich, bereit alles zu thun, und das Vergnügen ihrer Seele malt sich an ihrem Gesichte. Aber wenn man ihnen übel begegnet, so nehmen sie sich den Verdruß sehr zu Herzen, und kommen zuweilen aus Melancholie um. Sie sind also sehr empfindlich gegen Wohlthaten und Beleidigungen, und sie tragen gegen diejenigen einen tödtlichen Haß, die ihnen übel begegnet haben. Wenn sie sich aber im Gegentheil an einen Herrn attachiren, so giebt es nichts, was sie nicht zu thun fähig wären, um ihm ihren Eifer und ihre Ergebenheit zu bezeigen. Sie sind von Natur mitleidig, und sogar gegen ihre Kinder, Freunde und Landsleute sehr zärtlich. Sie theilen das wenige, was sie haben, gerne mit denjenigen, die sie

in

in Noth sehen, ohne sie anders, als durch ihre Armuth zu kennen. Sie haben also, wie man sieht, ein vortreffliches Herz, und den Keim aller Tugenden in ihrem Busen. Aber ich kann ihre Geschichte nicht schreiben, ohne mich auch zugleich ihres unglücklichen Zustandes zu erinnern. Sind sie nicht schon unglücklich genug, daß sie zur Sklaverey verdammt sind, und immer arbeiten müssen, ohne sich je etwas zu erwerben? Muß man sie auch noch damit überladen, schlagen und mit ihnen wie mit Thieren umgehen? — Die Menschlichkeit empört sich wider diese verhaßten Begegnungen, welche der Eigennutz eingeführt hat, und die sich alle Tage erneuern würden, wenn unsre Gesetze der Grausamkeit ihrer Herren nicht den Zaum angelegt, und das Elend ihrer Sklaven nicht begränzt hätten! Man zwingt sie zur Arbeit, und kargt ihnen selbst die gemeinste Nahrung ab. Doch ertragen sie, wie man versichert, den Hunger leicht, und um drey Tage zu leben, brauchen sie nicht mehr als die Portion einer einzigen Mahlzeit eines Europäers. So wenig sie aber auch essen und schlafen, so sind sie doch immer gleich gesund, und zur Arbeit gleich stark.

Wie können Menschen, wenn sie nur ein wenig Gefühl der Menschlichkeit besitzen, solche Maximen annehmen, solche zu einem Vorurtheile machen, und dadurch die Ausschweifungen zu beschönigen suchen, wozu sie der Durst nach Gold gebracht hat? — Doch, wir wenden uns von diesen

harten

harten Seelen weg, und kommen wieder zu unserm Gegenstande.

Die Völker, welche die zwote Raçe ausmachen.

Man kennt die Völker noch nicht genau, welche die Küsten des innern Landes von Afrika vom Cap-Negre bis zum Cap des voltes bewohnen, welches eine Strecke von ungefähr vier hundert Meilen ausmacht. Man weiß nur, daß diese Menschen nicht so schwarz sind, wie die andern Neger, und daß sie den Hottentotten sehr ähnlich sind, die von der Mittagsseite ihre Nachbarn sind. Diese Hottentotten aber sind bekannt genug, und fast alle Reisende haben von ihnen geredet. Dies sind keine Neger sondern Kaffern, die nur braun seyn würden, wenn sie die Haut nicht mit Fett und Farben schwärzten. Sie sind von der abscheulichsten Ungestaltheit, herumirrend, unabhängig, und sehr eifersüchtig auf ihre Freyheit. Die Artikulation ihrer Stimme gleicht den Seufzern; sie sind von einer mittelmäßigen Taille, mager und sehr behend im Laufe. Die Weiber sind viel kleiner als die Männer. Sie haben eine Art von Auswuchs, oder eine breite und harte Haut, welche unter dem Nabel hervorkömmt, und bis an die Mitte der Hüften in Gestalt einer Schürze hinabreicht. Dieser Ungestaltheit sind alle unterworfen, und sie zeigen sie denjenigen, welche Neugierde oder Kühnheit genug haben, um

sie sehen oder befühlen zu wollen, sehr gern. Die Männer sind ihrer Seits alle Halbverschnittene; zwar werden sie nicht als solche gebohren, sondern man schneidet ihnen gewöhnlich im achten Jahre ihres Alters und oft auch später eine Hode heraus.

Die Völker in Natal, Sofala und Monomotapa.

Jenseit des Vorgebürges der guten Hoffnung findet man die Landschaft Natal, deren Einwohner nicht so ungestalt und nicht so häßlich sind, wie die Hottentotten. Sie sind auch von Natur schwärzer, haben ein längliches Gesicht, eine wohlgestalte Nase, eine angenehme Mine, und natürlich gelockte Haare; doch finden sie ebenfalls Geschmack am Fette, denn sie tragen Mützen von Rindertalg.

Die Völker in Sofala sind schwarz, aber größer und dicker, als die übrigen Kaffern. Die Gegenden dieses Reiches sind es, wo, zufolge verschiedner Schriftsteller, die Amazonen gewesen seyn sollen; aber nichts ist ungewisser, als das, was man über diese kriegerischen Frauenzimmer geschrieben hat.

Die Monomotapaner sind ziemlich groß, wohl gewachsen, schwarz und von einer guten Komplexion. Die Mädchen gehen allda nackend, und bekleiden sich nicht eher, als bis sie verheyrathet sind.

Die Völker an der Küste von **Mosambik** sind sehr wild, und eifersüchtig auf ihre Freyheit. Sie gehen alle, Männer und Weiber, gänzlich nackend. Sie nähren sich vom Elephantenfleisch und treiben Handel mit Elfenbein.

Die Insel **Madagaskar** ist ausserordentlich bevölkert, und sehr reich an guten Weiden und an Vieh. Männer und Weiber debauchiren hier sehr, und diejenigen, die sich öffentlich den Ausschweifungen ergeben, werden dadurch nicht entehrt. Alle lieben sehr zu tanzen, zu singen und sich zu unterhalten; und ungeachtet sie sehr faul sind, so haben sie doch einige Kenntnisse von mechanischen Künsten.

Wir haben oben gesagt, daß uns die Völker, welche das Innere von Afrika bewohnen, noch nicht bekannt genug sind, um sie zu beschreiben. Diejenigen, so die Araber Zingi, (Zingues) nennen, sind Schwarze, die beynah ganz wild sind, die sich ungemein vermehren, und alle benachbarten Länder überschwemmen würden, wenn es nicht von Zeit zu Zeit ein starkes Sterben unter ihnen gäbe, das von warmen Winden verursacht wird.

Aus allem dem, was wir bisher gesagt haben, scheint zu erhellen, daß die eigentlich sogenannten **Negern** von den **Kaffern** verschieden sind, welches Schwarze von einer andern Gattung sind. Aber das, was aus diesen Schilderungen klar wird, ist, daß die Farbe hauptsächlich von dem Klima ab-

hängt, und daß die Gesichtszüge sich sehr nach den Gebräuchen formen, die diese verschiednen Völker haben, nämlich sich die Nase zu drücken, die Augenlieder zu ziehen, die Ohren zu verlängern, die Lippen zu vergrössern, das Gesicht platt zu machen ꝛc. Aber nichts beweist so sehr, wieviel Einfluß das Klima auf die Farbe habe, als unter dem nämlichen Erdgürtel, in einer Ferne von mehr als tausend Meilen, eben so ähnliche Völker zu finden, als es die **Senegalen** und **Nubier** sind, und zu sehen, daß die **Hottentotten**, die keinen andern Ursprung, als von schwarzen Nationen haben können, doch die weissesten unter allen Völkern von **Afrika** sind, weil sie in der That in dem kältesten Klima dieses Welttheils wohnen.

Der Ursprung der Verschiedenheit der Farbe bey den Menschen war zu allen Zeiten eine grosse Frage. Allein eh wir hier dasjenige beybringen, was wir über diesen Gegenstand zu sagen haben, erachten wir, daß es nöthig sey, alle die verschiednen Völker von **Amerika** zu betrachten, so wie wir die der übrigen Welttheile in Betrachtung gezogen haben, wodurch wir desto besser im Stande seyn werden, richtige Vergleichungen zu machen, und daraus allgemeine Resultate zu ziehen,

Wenn wir im Norden anfangen, so finden wir in den nördlichsten Theilen von **Amerika** eine Gattung **Lappen**, die den europäischen **Lappen** oder den asiatischen **Samojeden** ähnlich sind; und ungeachtet sie in Vergleichung dieser leztern nicht

zahl

zahlreich sind, so haben sie sich doch auf einer grossen Strecke eines sehr beträchtlichen Landes ausgebreitet. Diejenigen, so das feste Land an der Strasse Davis bewohnen, sind klein und olivenfarb. Sie haben kurze und dicke Beine; sind geschickte Fischer; und essen ihre Fische und ihr Fleisch roh. Ihr Getränk ist reines Wasser, oder das Blut von Meerhunden. Sie sind sehr robust und leben lange Zeit. Alles dies kömmt, wie man sieht, mit der Gestalt, der Farbe und den Sitten der Lappländer überein; und das besondre hiebey ist, daß, gleichwie man neben den Lappen in Europa die Finnen, findet, welche weis, schön, ziemlich groß, und gut gewachsen sind, man auch bey diesen amerikanischen Lappen eine andre Menschengattung antrifft, welche groß, wohl gebaut, und ziemlich weis sind, und dabey besondre Gesichtszüge hat. Die Wilden in der Hudsonsbay und des nördlichen Theils von Labrador scheinen nicht, wie die erstern, von der nämlichen Gattung zu seyn, ungeachtet sie häßlich, klein und übel gebaut sind. Ihr Gesicht ist beynah ganz mit Haaren bedeckt, wie die Wilden, in Jeko. Im Sommer wohnen sie unter Zelten von wilden Ziegenhäuten, im Winter aber unter der Erde wie die Lappen und Samojeden. Die Wilden von Terreneuve sind denen von der Strasse Davis sehr ähnlich. Sie haben nämlich eine kleine Taille, nur wenig oder gar keinen Bart, und ein breites und plattes Angesicht.

 Etwas

Etwas weiter von diesen Wilden, welche sich in den nördlichsten Theilen von Amerika verbreitet haben, trifft man andre, von diesen aber ganz verschiedene und sehr zahlreiche Wilde an. Es sind nämlich die Wilden in Canada, und des Innern vom festen Lande bis zu den Assiniboils. Sie sind alle sehr groß, robust, stark und sehr wohl gewachsen. Sie haben alle schwarze Haare und schwarze Augen, sehr weisse Zähne, eine bräunliche Gesichtsfarbe, wenig Bart, und an keinem Theil des Leibes Haare, oder doch nur so viel als keine.

Sie sind dauerhaft und unermüdet auf Reisen, sehr behend im Laufen, und übertragen den Hunger eben so leicht, als die größten Ueberladungen des Magens. Sie sind kühn, muthig, stolz, ernsthaft und mässig; mit einem Worte, sie sind durch die Farbe der Haut, durch die Haare, Augen, durch ihren wenigen Bart und Haare, Naturel und Sitten den orientalischen Tataren so ähnlich, daß man sie für einen Zweig dieser Nation halten würde, wenn man nicht in Betrachtung zöge, daß sie durch ein so grosses Meer von einander getrennt sind. Uebrigens aber leben beyde Nationen unter einer Breite, welches abermal beweist, wie viel das Klima auf die Farbe und selbst auf die Gestalt der Menschen Einfluß habe.

Gleichwie man in dem ganzen nördlichen Theil von Amerika keine andre als Wilde angetroffen, so fand man im Gegentheil in Peru und Mexiko civilisirte Menschen, und Gesetzen und Königen unter-

unterworfene polizirte Völker. Sie besassen Industrie, einige Künste, eine Art Religion, und wohnten in Städten, wo Ordnung und Polizey vom Souverain gehandhabt wurde. Diese Völker, welche ausserdem auch noch sehr zahlreich waren, können nicht als neue Nationen, oder als Menschen betrachtet werden, die von einigen Einzelnen abstammen sollten, die den Völkern Europens oder Asiens, von denen sie so sehr entfernt sind, entwischt wären. Obgleich zwar übrigens die Wilden des nördlichen Amerika den Tataren ähnlich sind, da sie sich unter einer Breite befinden, so gleichen ihnen doch diejenigen, die, wie die Neger, unter einer heissen Zone wohnen, nicht.

Die Wilden in Florida, des Missisippiflusses und anderer südlichen Länder des nördlichen festen Landes von Amerika, sind bräuner, als die in Canada, ohne, daß man jedoch sagen kann, daß sie braun sind. Das Oel und die Farben, womit sie sich den Leib einreiben, macht sie olivenfärbiger, als sie in der That sind.

In Florida sind die Frauenspersonen sehr geschickt. Sie schwimmen, ihre Kinder in den Armen haltend, über grosse Flüsse, und klettern mit gleicher Geschicklichkeit auf die höchsten Bäume, welches sie mit den Weibern der Wilden in Canada und in andern Gegenden von Amerika gemein haben.

Die Eingebohrnen der lukayischen Inseln sind nicht so braun, als die auf der Insel St. Do-

mingo und Cuba. Aber es sind heut zu Tage so wenig mehr von ihnen übrig, daß man dasjenige nicht wohl bestätigen kann, was uns die ersten Reisenden von denselben erzählt haben.

Die Caraiben sind überhaupt Menschen von einem schönen Wuchs und einer guten Mine. Sie sind kraftvoll, stark, robust, sehr aufgeräumt und sehr gesund. Fast alle haben kleine schwarze Augen, schöne weisse und gut gereyhte Zähne, und lange glänzende schwarze Haare; noch nie hat man einen Caraiben mit blonden Haaren gesehen. Sie haben eine bräunliche oder olivenfarbne Haut, und sogar das Weisse der Augen fällt ein wenig in diese Farben.

Alle diese Wilden haben eine tiefsinnige Mine, ob sie gleich an nichts denken; ein trauriges Gesicht, und scheinen melancholisch zu seyn. Sie sind von Natur gut und mitleidig, aber sehr grausam gegen ihre Feinde.

Zu Weibern nehmen sie ohne Unterschied sowohl Verwandte als Freunde; und ihre Blutsfreundinnen (Cousines-germaines) gehören ihnen von Rechtswegen. Daher sieht man mehrere unter ihnen, welche zu gleicher Zeit zwo Schwestern, oder Mutter und Tochter, ja sogar ihre eigne Tochter zur Frau haben.

Diejenigen, welche mehr Weiber haben, unterhalten sich mit denselben nach der Reyhe; mit jeder etwa einen Monat, oder eine gewisse gleiche

Anzahl

Anzahl von Tagen, und dies ist genug, um auf einander nicht eifersüchtig zu seyn. Ihren Frauen vergeben sie die Ausschweifungen gerne, aber nie demjenigen, der sich derselben bedient hat.

Da sie ausserordentlich faul und zur größten Unabhängigkeit gewohnt sind, so verabscheuen sie die Knechtschaft auf das äusserste, und nie hat man sich derselben so wie der Neger bedienen können. Und es giebt nichts, was sie nicht im Stande wären zu thun, um sich wieder in Freyheit zu setzen. Wenn sie aber sehen, daß ihnen dies unmöglich ist, so sterben sie lieber vor Hunger und Melancholie, als daß sie sich zur Arbeit bequemen sollten.

Die wilden Frauenspersonen sind alle kleiner, als die Männer. Die karaibischen Weiber sind fett und ziemlich gut gewachsen; sie haben schwarze Haare und schwarze Augen, ein rundes Gesicht, einen kleinen Mund, sehr weisse Zähne, und eine fröhlichere, lächlendere und heiterere Mine, als die Männer. Bey allem dem besitzen sie viel Modestie und Zurückhaltung. Zur Kleidung tragen sie nichts, als eine kleine baumwollene Schürze, die mit kleinen Glaskorallen besezt ist.

Die Völker, welche gegenwärtig **Mexiko** und **Neuspanien** bewohnen, sind sehr untermischt, und kaum trifft man zwey Gesichter an, die von einer Farbe sind. In der Stadt **Mexiko** findet man weisse Europäer, Indianer aus Norden und Süden von Amerika, Neger aus Afrika, Mula-

ten, Mestizen (des métis) dergestalt, daß man allda Menschen von allen Schattirungen der Farben sieht, die es zwischen weiß und schwarz geben kann.

Die Eingebohrnen des Landes sind sehr braun oder olivenfarb, wohlgebaut und gesund. Sie haben, selbst an den Augenbraunen, wenig Haare am Leibe, aber demungeachtet doch sehr lange und sehr schwarze Kopfhaare.

Die Bewohner des Isthmus von Amerika haben gemeiniglich eine gute Taille und einen artigen Wuchs. Sie sind geschickt und behend im Laufen. Die Weiber sind klein und ramassirt, und besitzen bey weitem die Lebhaftigkeit der Männer nicht. Aber sowohl die einen wie die andern haben regelmäßige Züge, schwarze lange glatte grobe Haare, und die Männer würden auch Bart haben, wenn sie sich solchen nicht ausreissen liessen. Sie haben eine bräunlichte ins kupferfarbne spielende Gesichtsfarbe.

Unter den natürlichen Einwohnern dieser Erdenge findet man zwar auch weisse Menschen; aber ihr Weiß, ist nicht das Weiß der Europäer. Es ist vielmehr milchfarben, welches sich sehr der Haarfarbe eines weissen Pferdes nähert. Ihre Haut ist gänzlich, mehr oder weniger, mit einer Art kurzer weislicher Pflaumfedern bedeckt, die aber auf den Backen und der Stirne nicht sehr dick sind; daher man leicht die Haut davon unterschei-

den

den kann. Ihre Augenbraunen sind eben so wie ihre Haare die sehr schön sind milchfarben. Diese Indianer sind, sowohl Männer als Weiber, nicht so groß als die andern; und haben ausserdem noch das besondre, daß ihre Augenlieder eine ablange oder vielmehr eine sich kreuzende Gestalt haben, deren Enden sehr tief stehen. Ihre Augen sind so schwach, daß sie kaum bey hellem Tage sehen. Das Sonnenlicht können sie gar nicht vertragen, und sehen nur bey Mondenschein. Sie sind übrigens in Vergleichung andrer Indianer von einer sehr zärtlichen Complexion. Sie fürchten alle mühsamen Arbeiten, schlafen den ganzen Tag, und thun nur bey Nacht etwas.

Die Indianer in **Peru**, nämlich diejenigen, welche längs dem Amazonenfluß und dem festen Lande von Guyana wohnen, haben auch eine Kupferfarbe, wie die auf der Erdenge, besonders diejenigen, welche die Küsten des Meeres und das flache Land bewohnen. Denn die Gebirgbewohner, besonders auf den zwey cordillerischen Kettengebirgen, sind beynah eben so weiß wie die Europäer.

Einige dieser Wilden, wie z. B. die **Omagae**, drücken ihren Kindern das Gesicht platt, indem sie ihnen den Kopf zwischen zwey Breter einklemmen.

Von den **Amazonen**, von welchen man bisher so viel gesprochen hat, werde ich hier nichts sagen. Man kann hierüber diejenigen zu Rathe zie-

hen, die davon geschrieben haben; aber wenn man sie wird gelesen haben, so wird man nichts positives darinn finden, was die Existenz dieser Frauenspersonen beweisen könnte.

Die Wilden in Brasilien haben beynah den Wuchs der Europäer; sind aber dabey stärker, robuster und viel gesünder, als diese. Sie sind nicht so vielen Krankheiten unterworfen, und leben gemeiniglich längere Zeit. Die Mütter drücken den Kindern bald nach ihrer Geburt die Nase platt. Sie gehen alle gänzlich nackend, und bemalen sich den Leib mit verschiednen Farben. Diejenigen, welche in Provinzen wohnen, die den Meeresküsten nahe sind, sind durch das freywillige oder gezwungene Kommerz, das sie mit den Portugiesen treiben, ein wenig civilisirter geworden. Aber die im Innern des Landes wohnen, sind zum größten Theil noch gänzlich wild. Und man wird durch Zwang, oder durch eine noch härtere Sklaverey nie zum Zweck gelangen, sie zu poliziren.

Die Missionen haben unter diesen barbarischen Nationen mehr zu Menschen gemacht, als die siegreichen Waffen der Fürsten, von denen sie unterjocht wurden. Paragai ist auf keine andre, als nur auf diese Art erobert worden. Die Sanftmuth, das gute Beyspiel, die Menschenliebe und die Ausübung der Tugend, die sie beständig bey den Missionarien bemerkten, haben diese Wilden gerührt, und ihr Mißtrauen und ihre Wildheit überwunden. Sie sind oft von selbst gekommen, um das Gesetz

kennen

kennen zu lernen, das die Menschen so vollkommen macht, und sie haben sich oft diesem Gesetze unterworfen und sich in Gesellschaften vereinigt. Nichts macht der Religion mehr Ehre, als diese Nationen civilisirt, und zu einem Reiche ohne andre, als mit den Waffen der Tugend, den Grund gelegt zu haben. Die Einwohner von Paragai haben gemeiniglich einen sehr schönen und großen Wuchs; ein etwas längliches Gesicht, und eine olivenfarbene Couleur.

Die Indianer in Chili haben eine bräunliche Farbe, welche ein wenig ins kupferrothe fällt, grosse Gliedmassen, ein nicht sehr angenehmes Gesicht ohne Bart, und lange Ohren. Der größte Theil geht nackend, obgleich das Klima kalt ist, und tragen blos nur einige Thierhäute um ihre Schultern. An den Gränzen von Chili, gegen die magellanische Strasse zu, findet sich, wie man behauptet, eine Menschengattung von riesenmäßiger Größe; da aber die Berichte von diesen Riesen, die man Patagonen genennt hat, auch in andern Dingen voll von übertriebnen Erzählungen sind, so darf man mit Grund zweifeln, ob solche wirklich existiren; besonders, da man ihnen eine Höhe von zehen Fuß beylegt; denn der ganze Umfang des Körpers eines solchen Menschen würde achtmal beträchtlicher seyn, als der eines gewöhnlichen Menschen. Es scheint vielmehr, daß, da die gewöhnliche Grösse der Menschen fünf Fuß ist, sich die natürlichen Gränzen desselben nicht leicht über einen Fuß

in die Höhe oder Niedre ausdehnen. Sollten aber diese Riesen des magellanischen Landes wirklich vorhanden seyn, so sind sie gewiß nur in einer kleinen Anzahl; denn die Menschen, welche auf dem Lande der magellanischen Strasse und auf den benachbarten Inseln leben, sind Wilde von einem sehr mittelmässigen Wuchs, und gleichen sowohl in Rücksicht ihrer Farbe als ihrer Haare, den übrigen Amerikanern.

In der neuen Welt giebt es also, so zu sagen, nur eine und die nämliche Gattung von Menschen, die alle mehr oder weniger braun sind; und, wenn man den nördlichen Theil von Amerika ausnimmt, wo sich, wie oben erwähnt worden, Menschen finden, die den Lappen ähnlich sind, und einige mit blonden Haaren, die den nördlichen Europäern gleichen, so enthält dieser ganze grosse Welttheil Menschen, unter welchen beynahe keine Verschiedenheit statt hat, da wir doch in der alten Welt eine so reichliche Abänderung unter den verschiedenen Völkern finden.

Es scheint mir, daß diese Gleichheit der Amerikaner darinn ihren Grund hat, daß ihre Lebensart bey allen gleich ist. Alle eingebohrnen Amerikaner waren wild oder beynah wild, oder sind es noch; und selbst die Mexikaner und Peruvianer waren erst so kürzlich polizirt, daß sie hier keine Ausnahme machen können. Was für einen Ursprung also diese Nationen auch haben können, so scheint er ihnen doch allen gemein zu seyn. Alle

Ameri-

Amerikaner haben nur einen einzigen Stammvater, und die Charaktere ihrer Gattung bisher ohne große Veränderung erhalten, weil sie alle wild geblieben sind, beynahe alle nach der nämlichen Art gelebt haben, weil ihr Klima nicht so veränderlich ist, als es in Absicht der Hitze und Kälte das Klima der alten Welt ist, und weil die Ursachen, die der Grund dieser Verschiedenheiten sind, auf so neu entstandene Völker, nicht lange genug wirket, um diese Erscheinungen hervorzubringen.

Die Amerikaner sind neue Völker; und es scheint mir, daß man daran nicht zweifeln kann, wenn man ihre kleine Anzahl, ihre Unwissenheit, und den geringen Fortgang, die die civilisirtesten unter ihnen in den Künsten gemacht haben, in Betrachtung zieht. Von der vorgegebnen Grösse der Mexikaner und Peruvianer ist beynahe kein Denkmal mehr übrig. Die letztern zählten nur zwölf Könige, wovon der erste anfieng, sie zu civilisiren. Also ist es noch nicht drey hundert Jahre, als sie, wie die andern, aufhörten gänzlich wild zu seyn. Die Leichtigkeit, mit welcher man sich Amerika bemeistert hat, scheint mir zu beweisen, daß es sehr wenig bevölkert war a). Denn was für einen Vortheil auch das Schießpulver hiebey den Europäern geben konnte, so hätten sie diese Völker doch nie unterjocht, wenn sie zahlreicher gewesen wären. Ein Beweis dessen, was ich hier behaupte, ist

a) Und folglich erst neuerlich bewohnt.

ist dieses, daß man das Land der Neger noch nie hat erobern, noch dieselben unterjochen können, ungeachtet die Wirkungen des Schießpulvers für sie eben so neu und eben so schrecklich waren, als für die Amerikaner.

Von den Ursachen der Verschiedenheiten in der Farbe und Gestalt der Menschen.

Die Hitze des Himmelsstriches ist die Hauptursache der schwarzen Farbe. Wo diese Hitze ausserordentlich ist, wie in Senegal und Guinea, sind die Menschen ganz schwarz; wo sie nicht so heftig ist, wie an den östlichen Küsten von Afrika, sind sie nicht so schwarz; wo sie anfängt, gemässigter zu werden, wie in der Barbarey, Mogoley, in Arabien ꝛc. sind die Menschen nur braun; und wo sie endlich ganz temperirt ist, wie in Europa und Asien, sind sie weiß. Man bemerkt hiebey blos nur wenig Verschiedenheiten, die aber keinen andern Grund haben können, als die verschiedne Lebensart. So sind, z. B. alle Tataren bräunlich, da die übrigen Völker Europens, die unter der nämlichen Breite leben, weiß sind. Diese Verschiedenheit aber muß man nichts anderm als diesem zuschreiben, daß sie täglich der freyen Luft ausgesetzt sind, daß sie weder Städte noch beständige Wohnungen haben, auf der Erde schlafen, und überhaupt auf eine rauhe und wilde Art leben. Dies allein schon kann sie schwärzer machen, als die übrigen europäischen Völker sind, denen nichts mangelt,

gelt, was das Leben angenehm macht. Warum sind die Chineser nicht weisser, als die Tataren, denen sie doch ausserdem durch alle Gesichtszüge ähnlich sind? Deshalb, weil sie in Städten wohnen, polizirt sind, und alle Hülfsmittel besitzen, um sich vor den Ungemächlichkeiten der Luft und der Erde zu schützen, welchen die Tataren beständig ausgesetzt sind.

Allein auch die Kälte bringt, wo sie heftig ist, solche Wirkungen hervor, die denen ähnlich sind, welche von der ausserordentlichen Hitze entstehen. Die Samojeden, Lappen und Grönländer sind sehr braun; und man behauptet sogar, daß es unter den Grönländern Menschen gäbe, die eben so schwarz sind, als die Afrikaner. Diese zwey Extremata nähern sich, wie man hieraus sieht, auch hier. Eine sehr heftige Kälte und eine brennende Hitze bringen eine und dieselbe Wirkung auf die Haut hervor, weil sowohl eine als die andere dieser zwo Ursachen durch eine Eigenschaft wirken, die beyden gemein ist. Diese Eigenschaft nun ist die Trockenheit, welche in einer sehr kalten Luft eben so groß seyn kann, wie in einer heissen. Die Kälte wie die Hitze muß die Haut austrocknen, verändern, und derselben diese bräunliche Farbe geben, die man an den Lappen bemerkt.

Die Kälte zieht zusammen und schränkt alle Produkte der Natur in einen engen Raum ein. Daher sind auch die Lappen, welche beständig der Strenge der größten Kälte ausgesetzt sind, die kleinsten unter allen Menschen.

Vom

Vom vierzigsten bis zum funfzigsten Grade herrscht ein gemässigtes Klima; und eben nur unter dieser Zone finden sich die schönsten und wohlgebautesten Menschen; nur hier muß man das Muster der eigentlichen natürlichen Farbe des Menschen suchen; und den Maßstab und die Einheit abstrahiren, nach welchen man alle andre Nüancen von Farbe und Schönheit beurtheilen muß. Denn die zwo äussersten Gegensätze sind vom Wahren und Schönen gleich weit entfernt.

Man kann also das Klima als die erste und einzige Ursache der menschlichen Farbe ansehen; die Nahrung aber, welche auf die Farbe viel weniger Einfluß hat, als das Klima, wirkt desto mehr auf die Gestalt. Grobe, ungesunde oder übel zubereitete Nahrungsmittel, können verursachen, daß das menschliche Geschlecht gleichsam ausartet; denn alle Völker, die von schlechter Nahrung leben, sind häßlich und übelgebaut.

Selbst bey uns sind die Landleute häßlicher, als die Städter; und ich habe oft bemerkt, daß die Menschen in denjenigen Dörfern, wo die Armuth nicht so groß ist, als in andern benachbarten Dörfern, wohlgebildeter sind, und schönere Gesichter haben.

Luft und Erde haben auf die Gestalt der Menschen, Thiere und Pflanzen gewiß einen grossen Einfluß. Man darf nur in einer Provinz diejenigen, welche hohe Gegenden oder Hügel bewohnen

nen

nen, mit den Einwohnern der benachbarten Thäler vergleichen, so wird man finden, daß die erstern geschäftig, frisch, wohlgebaut, sinnreich, und daß ihre Frauen gemeiniglich ganz artig sind. Im platten Lande hingegen, wo die Erde fett, die Luft dick, und das Wasser unrein ist, sind die Bauern grob, träg, übelgebildet, stupid, und die Bäuerinnen beynah alle häßlich.

Aus allem dem aber, was ich bisher gesagt habe, läßt sich der Schluß ziehen, daß das menschliche Geschlecht nicht aus Gattungen besteht, die wesentlich von einander unterschieden sind, daß es vielmehr einst ursprünglich nur eine Menschengattung gegeben haben müsse, die, da sie sich auf der ganzen Oberfläche der Erde ausgebreitet und vermehrt hat, durch die Verschiedenheit des Klima, der Nahrung, der Sitten und Gebräuche verschiedne Veränderungen erlitten hat.

Ein und zwanzigster Abschnitt.

Von der Macht des Menschen über die Thiere.

Die Macht des Menschen über die Thiere ist eine rechtmäßige Macht, die keine Revolution zerstören kann; es ist die Macht des Geistes über die Materie, und nicht nur allein ein Recht der Natur, ein Vermögen, das auf unveränderliche Gesetze gegründet ist, sondern auch ein Ge-

schenk Gottes, durch welches der Mensch bey jedem Augenblicke die Vortrefflichkeit seines Wesens erkennen kann; denn nicht deswegen herrscht er über sie, weil er das vollkommenste, stärkste und geschickteste aller Thiere ist. Wenn er nur der erste einer und eben derselben Gattung wäre, so würden sich die übrigen bald vereinigen, um ihm die Oberherrschaft streitig zu machen. Nur die Uebermacht der Natur ist es, durch welche der Mensch herrscht und befiehlt; er denkt, und folglich ist er der Herr aller Wesen, die nicht denken.

Inzwischen scheinen doch unter den Thieren die einen zahmer, wilder, sanftmüthiger oder rachsüchtiger zu seyn, als die andern. Man vergleiche nur die Gelehrigkeit und Unterwürfigkeit eines **Hundes** mit dem Stolz und der Wildheit des **Tigers**; der eine scheint der Freund und der andre der Feind des Menschen zu seyn. Unsre Macht über die Thiere muß also dennoch nicht so ganz unbedingt angenommen werden; denn wie viele derselben wissen sich nicht durch die Geschwindigkeit ihres Fluges, durch die Leichtigkeit ihres Laufes, durch die Dunkelheit ihrer Höhlen oder durch die Entfernung, in die der Mensch durch das Element gesezt wird, das sie bewohnen, derselben zu entziehen? Wie viele andre entwischen ihm blos durch ihre Kleinheit? und wie viele unter ihnen giebt es endlich nicht, die weit entfernt, ihren Souverain anzuerkennen, ihn vielmehr mit voller Macht anfallen? — Ohne von jenen Insekten zu reden, die

uns

uns durch ihren Stich beleidigen zu wollen scheinen, und von jenen Schlangen, deren Biß Gift und Tod mit sich führt, noch von so vielen andern unsaubern, überlästigen und unnützen Thieren, die nur da zu seyn scheinen, um die Schattirung zwischen dem Guten und Bösen abzugeben, und um dem Menschen fühlen zu machen, wie wenig er seit seinem Falle geachtet wird!

Hier müssen wir auch die Macht Gottes von der Herrschaft des Menschen unterscheiden. Gott, als der Schöpfer der Wesen, ist der einzige Herr und Meister der Natur. Der Mensch vermag nichts über das Produkt der Schöpfung; alles geht, kömmt, folgt, erneuert und bewegt sich durch eine unwiderstehliche Macht. Der Mensch, selbst in diesen Strom der Zeit hineingezogen, kann nichts für seine eigene Dauer thun. Durch seinen Körper an die Materie geheftet und in den Wirbel der Wesen verwickelt, ist er genöthigt, dem allgemeinen Gesetze unterzuliegen. Er gehorcht der nämlichen Macht, und entsteht, wächst und vergeht wie alles übrige.

Doch der göttliche Strahl, mit welchem der Mensch belebt ist, veredelt und erhebt ihn über alle andre materielle Wesen. Dieses geistige Wesen, weit entfernt, der Materie unterworfen zu seyn, hat vielmehr das Recht, sich leztre gehorsam zu machen; und ungeachtet dasselbe nicht der ganzen Natur befehlen kann, so herrscht es doch über besondre Wesen. Gott, als die einzige Quelle alles

Lichtes und aller Erkenntnißkraft, regiert das ganze Universum, und alle Wesen überhaupt mit einer unendlichen Macht. Der Mensch aber, der von dieser Erkenntnißkraft nur einen Strahl besitzt, hat also auch nur eine sehr begränzte Macht, die sich nur auf kleine Theile der ganzen Materie erstreckt; er ist also nur Herr über einige Individua.

Der Mensch konnte sich also die Thiere blos nur durch seine Verstandeskräfte unterwerfen; nicht aber durch die Stärke und andre Eigenschaften der Materie. In den ersten Zeiten mußten sie alle gleich unabhängig seyn. Der Mensch, noch selbst grausam und wild, war wenig geschickt, solche zu bändigen; es gehörte Zeit dazu, um sich solche zu nähern, zu erkennen, auszuwählen und zu überlisten; und es war nöthig, daß er, um zu unterrichten und zu befehlen, selbst sittlicher wurde; die Herrschaft über die Thiere also wurde so, wie jede andre Herrschaft, durch die Gesellschaft gegründet.

Durch diese nur, nämlich durch die Gesellschaft, erhält der Mensch seine Macht; nur durch sie hat er seine Vernunft vervollkommt, seinen Verstand geübt, und seine Kräfte vereinigt. Ehvor war der Mensch vielleicht das wildeste, obgleich das unfürchterlichste Thier von allen. Nackend, ohne Waffen und ohne Wohnung, war die Erde nichts anders, als eine grosse Wüste für ihn, die mit Ungeheuern angefüllt war, denen er oft zur Beute wurde; und sogar lange Zeit darnach noch waren

die

die ersten Helden, wie uns die Geschichte erzählt, nichts anders, als Zerstöhrer der Thiere. Da sich aber mit der Zeit das menschliche Geschlecht ausgebreitet, vermehrt, angebaut; und da der Mensch mit Hülfe der Künste und der Gesellschaft mit Macht darauf losgehen konnte, sich das ganze Universum zu unterwerfen, so suchte er nach und nach auch die wilden Thiere auszurotten, reinigte die Erde nach und nach von diesen riesenmäßigen Ungeheuern, wovon wir noch zuweilen die Gerippe finden, zerstörte oder beschränkte die gefräßigen und schädlichen Gattungen, setzte den Thieren Thiere entgegen; und, indem er die einen durch Geschicklichkeit unterjochte, die andern durch Gewalt überlistete, und oft eine Anzahl auf einmal durch überdachte Mittel anfiel, so ist er endlich so weit gekommen, sich vor ihnen in Sicherheit zu setzen, und eine Herrschaft einzuführen, die nur durch unzugängliche Oerter, durch die entferntsten Einöden, brennende Wüsteneyen, ewige Eisberge, und dunkle Höhlen begränzt wird, die einer kleinen Anzahl unbändiger Thiere zum Aufenthalt dienen.

Zwey und zwanzigster Abschnitt.

Das Pferd.

Die edelste Eroberung, die der Mensch je gemacht, ist die an diesem stolzen und flüchtigen Thiere, welches mit ihm die Beschwerlichkeiten des Krieges und die Ehre der Schlachten theilt.

theilt. Eben so kühn, wie sein Herr, sieht das Pferd die Gefahr und die Schande. Es rüstet sich beym Getöß der Waffen, liebt es, sucht es, und ermuntert sich mit gleicher Hitze. Eben so theilt es mit ihm die Vergnügungen der Jagd, der Turniere, der Wettrennen, nach denen es wiehert und stampft. Aber eben so gelehrig als muthig, läßt es sich von seinem Feuer nicht hinreissen, und weiß seine Anmuthungen zu unterdrücken. Es schmiegt sich nicht nur allein unter die Hand desjenigen, der es leitet, sondern es scheint auch hiebey sogar seine Wünsche zu errathen; und, immer den Impressionen gehorsam, die es empfängt, eilt es, mässigt sich oder zieht sich zurück, und handelt nie anders, als um demselben Genüge zu thun. Es ist ein Geschöpf, welches auf sein ganzes Wesen Verzicht thut, um nur gänzlich nach dem Willen eines andern zu leben, welchem es sogar oft zuvorzukommen weiß, und den es durch die Hurtigkeit und Genauigkeit seiner Bewegungen ausdrücket und vollführet. Es fühlt so viel als man wünscht, handelt nur so viel als man will, überläßt sich ohne Zurückhaltung, ist gegen nichts widerspenstig, bedient sich all seiner Kräfte, überspannt, und stirbt sogar, um nur desto besser zu gehorchen.

Dies ist also das Pferd, dessen natürliche Geschicklichkeiten durch die Kunst so sehr vervollkommt worden, und welches von seinem ersten Alter an zum Dienst des Menschen angeführt wurde. Oder laßt uns vielmehr sagen, dies ist das in die Dienstbarkeit

barkeit gebrachte Pferd. Die Natur ist schöner als die Kunst, und in einem belebten Wesen macht die Freyheit der Handlungen die schöne Natur. Man darf nur jene Pferde betrachten, die in einigen Gegenden des spanischen Amerika wild leben und sich ziemlich vermehrt haben. Ihr Gang, ihr Lauf und ihre Sprünge werden weder genirt noch abgemessen. Stolz auf ihre Unabhängigkeit fliehen sie die Gegenwart des Menschen, verschmähen dessen Sorgfalt, und suchen und finden selbst die Nahrung, die ihnen gemäß ist. Sie schweifen und springen frey auf den unermeßlichen Weiden herum, wo sie die Früchte eines immer grünenden Frühlings genießen.

Das Naturel dieser Thiere ist nicht grausam; sie sind blos stolz und wild. Ungeachtet sie durch ihre Stärke über den größten Theil der andern Thiere erhaben sind, so fallen sie solche doch nie an; werden sie aber von diesen angefallen, so verschmähen sie den Streit, weichen ihnen aus, oder versetzen solchen blos einen Hufschlag. Sie gehen herdenweise, und vereinigen sich nur, des Vergnügens wegen, in Gesellschaft zu seyn, denn sie haben vor nichts eine Furcht, wohl aber nehmen sie eins für das andre sehr viel Antheil. Sie haben stille Sitten und gesellschaftliche Eigenschaften. Ihre Stärke und ihr Feuer äussert sich gemeiniglich nur durch Zeichen der Nacheiferung. Sie suchen es einander im Laufe zuvorzuthun, sich bey der Gefahr zu ermuntern, wenn sie sich fürchten über einen Fluß

zu schwimmen, oder über einen Graben zu springen; und diejenigen, welche in diesen natürlichen Uebungen zum Beyspiel dienen, und von sich selbst überall die ersten sind, diese sind auch die großmüthigsten, besten, und oft die gelehrigsten und biegsamsten, wenn sie einmal überlistet sind.

Das Pferd ist unter allen Thieren dasjenige, welches bey einem grossen Wuchse die meiste Proportion und Schönheit in den Theilen seines Körpers hat. Die proportionirte Regelmäßigkeit seines Kopfes giebt ihm ein Ansehen von Behendigkeit, das durch die Gestalt seines Halses sehr gut unterstützt wird. Da es sein Haupt immer empor zu heben strebt, scheint es sich dadurch über seinen Stand eines vierfüssigen Thieres erheben zu wollen; und in dieser edeln Stellung sieht es dem Menschen gerade ins Gesicht. Seine Augen sind lebhaft und groß, seine Ohren wohlgestaltet und von einer rechten Größe. Die Mähne läßt seinem Kopfe sehr gut, ziert seinen Hals, und giebt ihm ein Ansehen von Stärke und Stolz; und sein langer dicker Schweif bedeckt das Ende seines Körpers auf eine sehr vortheilhafte Weise.

Drey und zwanzigster Abschnitt.

Der Esel.

Der Esel ist ein Esel, und kein ausgeartetes Pferd a); kein Pferd mit einem nackenden Schweife. Er ist weder fremd, noch eingedrungen, noch ein Bastard; sondern er hat, wie alle andere Thiere, sein Geschlecht, seine Gattung, und seinen angewiesenen Rang. Sein Blut ist unvermischt, und wenn sein Adel gleich nicht so berühmt ist, so ist er doch eben so gut, und eben so alt, als wie der des Pferdes. Warum hegt man also so viel Verachtung gegen dieses so gute, geduldige, nüchterne und nützliche Thier? — Erstreckt sich die Verachtung der Menschen gegen diejenigen, die ihnen zu gut und mit so geringen Kosten dienen, bis auf die Thiere? Dem Pferde giebt man Erziehung, pflegt es, unterrichtet es, übt es, da unterdessen der Esel, der Grobheit der gemeinsten Knechte oder der Bosheit der Kinder überlassen, weit entfernt zu gewinnen, durch diese Pflege nicht anders als verlieren kann. Hätt' er nicht eine so große Menge von guten Eigenschaften, er würde

a) Wenn man einmal zugesteht, daß der Esel von dem Pferdegeschlecht sey, so kann man eben sowohl sagen, daß der Affe zum Menschengeschlecht gehöre, und daß alle Thiere nur von einer einzigen Gattung herkommen, welche in der Folge der Zeiten, da sie sich theils vervollkommte theils ausartete, alle Arten der Thiere hervorbrachte.

sie in der That durch die Art, wie man ihn hält, alle verlieren. Er ist das Spielwerk und der Ballon derjenigen Tölpel, die ihn mit dem Stock in der Hand leiten, schlagen und ohne Vorsichtigkeit und Schonung überladen.

Man hat nicht darauf acht, daß der Esel durch sich selbst und für uns, das erste, schönste, wohlgestaltste und ausnehmendste aller Thiere seyn würde, wenn kein Pferd in der Welt wäre. Er ist nun, anstatt das erste zu seyn, das zweyte, und schon durch dieses allein scheint er uns nichts mehr zu seyn, und blos die Vergleichung setzt ihn herab. Denn man betrachtet und beurtheilt ihn nicht nach ihm selbst, sondern in Beziehung auf das Pferd. Man vergißt, daß er ein Esel ist, daß er alle Eigenschaften seiner Natur, und alles Gute seiner Gattung besitzt; man denkt an nichts, als an seine Gestalt und an die Eigenschaften des Pferdes, die ihm mangeln, und die er nicht einmal haben soll.

Er ist von Natur eben so demüthig, geduldig und still, als das Pferd stolz, hitzig und ungestüm ist. Er leidet mit Beständigkeit und vielleicht mit Muth alle Züchtigungen und Schläge; und ist, sowohl was die Menge als was die Güte der Nahrung betrifft, sehr mässig; doch aber in Rücksicht des Wassers sehr ekel, denn er will nur das klärste, und solches zwar nur aus Quellen trinken, die ihm schon bekannt sind. Er trinkt eben so mässig als er frißt, und taucht seine Nase nicht ganz in das Wasser; und dieses zwar, wie man behau-

behauptet, aus Furcht vor dem Schatten seiner Ohren a).

Da man sich gar nicht die Mühe nimmt, ihn zu striegeln, so reibt er sich oft auf den Wiesen an Disteln und Farrenkräutern, und scheint dadurch seinem Herrn die wenige Sorgfalt vorzuwerfen, die er für ihn hat; denn er wälzt sich nicht, wie das Pferd, in Pfützen und im Wasser; ja er fürchtet sogar, sich die Füsse zu beschmuzen, und vermeidet solche, wo er kann. Sein Fuß ist auch viel trockner und reiner, wie beym Pferde; und er ist eben so gut des Unterrichts fähig, denn man hat welche gesehen, die gut genug dressirt waren, um solche den Neugierigen öffentlich zu zeigen.

Vier und zwanzigster Abschnitt.

Der Ochs.

Der Ochs ist für den Menschen von einer viel größern Nützlichkeit, als das Pferd und der Esel. Er dient und nährt uns zugleich; er thut noch mehr; er verbessert den Boden, auf dem er lebt, und befruchtet seine Weide. Er ist es, der alle Feldarbeiten bestreitet. Er ist der nüzlichste Domestique beym Ackerbau, die Stütze der Landwirthschaft, und macht die Hauptsache bey der Kultur

a) Dies ist eine falsche Beobachtung des Herrn Cadran. (v. de Subtilitate, lib. 10. p. 386.)

Kultur der Erde aus. Schon vormals war er der ganze Reichthum der Menschen, und noch itzt ist er der Grund von dem Reichthume der Staaten, die sich ohne Kultur der Erde und ohne einen Ueberfluß von Vieh nicht erhalten, viel weniger blühen können, denn dies sind die einzigen reellen Güther; alle übrigen, selbst Gold und Silber, haben, als willkührliche Güther und Münzen des Kredits, nur in so ferne einen Werth, als sie solchen durch die Produkte der Erde erhalten.

Inzwischen ist der Ochs nicht so geschickt, Lasten zu tragen, wie das Pferd und der Esel, welches die Gestalt seines Rückens und seiner Nieren beweiset. Aber die Dicke seines Halses und die Breite seiner Schultern beweisen genug, daß er geschickt ist, das Joch zu tragen und zu ziehen; blos auf diese Art dient er mit Vortheil; und es ist sonderbar, daß dieser Gebrauch nicht gemein ist, und daß es ganze Provinzen giebt, wo man ihn nöthigt, an seinen Hörnern zu ziehen. Er scheint ausdrücklich für den Pflug geschaffen zu seyn. Die Masse seines Körpers, die Langsamkeit seiner Bewegungen, die geringe Höhe seiner Beine, alles, bis auf sein stilles Wesen und seine Gedult in der Arbeit, scheint dahin abzuzielen, ihn zum Bau der Felder geschickter zu machen, als ein jedes andres Thier ist; und um den beständigen und immer neuen Widerstand, den die Erde seinen Kräften entgegensetzt, zu überwinden.

Bey allen Arten von Thieren, wo die Vermehrung derselben der Hauptgegenstand ist, ist das weibliche immer nöthiger und nüzlicher, als das männliche. Das Produkt der Kuh ist ein Gut, welches wächst, und sich bey jedem Augenblicke erneuert. Das Kalbfleisch ist eine eben so nahrhafte, als gesunde und delikate Speise. Die Milch ist die Nahrung der Kinder, die Butter ein Bereitungsmittel des größten Theils unsrer Gerichte, der Käse aber die gewöhnlichste Nahrung der Landleute. Wie viel arme Familien giebt es nicht heut zu Tage, die genöthigt sind, blos allein von ihrer Kuh zu leben.

Dieselben Menschen, welche alle Tage vom Morgen bis Abend bey ihrer Arbeit seufzen und unter dem Pfluge gekrümmt sind, erhalten nichts, als schwarzes Brod, und sind genöthigt, andern die Blume und den Saft ihres Getraides zu überlassen. Die Ernden sind nicht für sie, sondern nur durch sie reich. Eben diese Menschen, welche das Vieh aufziehen, vermehren, pflegen, und sich unaufhörlich damit beschäfftigen, dürfen die Früchte ihrer Arbeit nicht genießen. Das Fleisch desselben ist eine Nahrung, die sie sich versagen müssen; und sie sind durch die Nothwendigkeit ihres Standes, oder besser zu sagen, durch die Hartherzigkeit anderer Menschen genöthigt, wie die Pferde, von Gerste und Haber, oder groben Zugemüs und saurer Milch zu leben.

Fünf und zwanzigster Abschnitt.

Die Ziege und das Schaf.

Die Ziege hat von Natur mehr Gefühl und Ueberlegung als das Schaf. Sie kömmt gerne zu dem Menschen, macht sich bald mit ihm vertraut, ist gegen unsre Schmeicheleyen empfindlich und einer gewissen Zuneigung fähig. Sie ist auch stärker, behender, geschwinder und nicht so furchtsam, wie das Schaf. Sie ist lebhaft, eigensinnig, geil und schwärmend. Sie läßt sich nur mit Mühe leiten und dahin bringen, daß sie in der Heerde bleibt. Sie liebt einsame Oerter, auf steile Höhen zu klettern, und sich auf der Spitze eines Felsens oben auf dem Abhang eines Precipices zu lagern und zu schlafen. Das Männchen sucht sie mit Begierde, paart sich mit viel Hitze, und gebährt frühzeitig. Sie ist stark und leicht zu ernähren, denn fast alle Kräuter sind ihr gut genug, und es giebt wenige, die ihr übel bekommen.

Das Temperament, welches bey allen Thieren auf das Naturel einen großen Einfluß hat, scheint bey der Ziege von jenem des Schafes wesentlich nicht verschieden zu seyn. Diese zwo Gattungen Thiere, deren innere Organisation beynah gänzlich gleich ist, nähren, wachsen und vermehren sich auf einerley Art, und gleichen sich auch durch die Kennzeichen ihrer Krankheiten, welche die nämlichen sind, ausgenommen einige, welchen die Ziege nicht unterworfen ist. So fürchtet diese

z. B.

z. B. nicht, wie das Schaf, die zu große Hitze; denn sie schläft an der Sonne, und setzt sich gerne ihren brennenden Stralen aus, ohne davon inkommodirt zu werden, und ohne, daß ihr diese Hitze Betäubung oder Schwindel verursachen sollte. Sie erschrickt bey keinem Donnerwetter, und wird bey einem Regen nicht ungedultig; doch scheint sie gegen die Strenge der Kälte sehr empfindlich zu seyn.

Die äusserlichen Handlungen, die, wie wir bemerkt haben, nicht so sehr von der Beschaffenheit des Körpers, als von der Stärke und Verschiedenheit der Empfindungen abhängen, so auf Appetit und Begierden Bezug haben, sind aus dieser Ursache bey der Ziege nicht so mäßig und viel lebhafter als beym Schaf. Die Unbeständigkeit ihres Naturels zeigt sich durch die Unregelmäßigkeit ihrer Handlungen. Sie geht, steht stille, läuft, hüpft, springt, nähert und entfernt sich, zeigt oder verbirgt sich und flieht blos nur wie aus Eigensinn und ohne einer andern bestimmenden Ursache, als durch die bizarre Lebhaftigkeit ihres innern Sinnes; und alle Biegsamkeit der Organe, und alle Nerven des Körpers sind kaum hinlänglich ihrem Muthwillen und der Lebhaftigkeit ihrer natürlichen Empfindungen Genüge zu leisten.

Sechs und zwanzigster Abschnitt.

Der Hund.

Der Hund hat, unabhängig von der Schönheit seiner Gestalt, von der Lebhaftigkeit, Stärke und Behendigkeit, durch einen besondern Vorzug, alle die innerlichen Eigenschaften, welche ihm die Aufmerksamkeit des Menschen erwerben können.

Ein hitziges, colerisches, und oft grausames und blutdürstiges Naturel macht den wilden Hund allen Thieren fürchterlich; weicht aber bey dem Haushunde den besten Empfindungen, dem Vergnügen, sich zu attachiren und dem Wunsche zu gefallen. Er kömmt kriechend, seinen Muth, seine Stärke und seine Talente zu den Füssen seines Herrn zu legen. Er erwartet seine Befehle, um davon Gebrauch zu machen, erräth, erfrägt und erfüllt solche in einem Augenblick; und erwartet die Zeichen seines Willens. Ohne, wie der Mensch, das Vermögen zu denken zu besitzen, hat er alle Wärme der Empfindung; er hat mehr Treu als dieser und Beständigkeit in seiner Zuneigung. Er besitzt keine Ambition, keinen Eigennutz, keine Rachbegierde und keine andre Furcht, als die zu mißfallen. Er ist ganz Eifer, ganz Wärme und ganz Gehorsam. Empfindlicher bey der Erinnerung der Wohlthaten als der Beleidigungen, läßt er sich durch üble Behandlungen

nicht

nicht abtreiben; sondern er erträgt und vergißt sie, oder erinnert sich derselben nur, um sich desto stärker zu attachiren.

Weit entfernt, sich zu erzürnen oder zu fliehen, setzt er sich vielmehr selbst wieder neuen Proben aus, und leckt die Hand, dieses Werkzeug des Schmerzes, die ihn schlägt, und setzt ihr nichts als Klagen, Entwaffnung, Geduld und Unterwürfigkeit entgegen.

Gelehriger, als der Mensch, und beugsamer als ein jedes andre Thier, lernt der Hund nicht nur allein in kurzer Zeit, sondern er bequemt sich auch sogar nach allen Handlungen, Manieren und Gewohnheiten derjenigen, die ihm befehlen, und nimmt gleichsam den Ton des Hauses an, in welchem er wohnet. Gleich den andern Domestiquen ist er stolz bey den Großen und grob auf dem Lande.

Immer nur für seinen Herrn und dessen Freunde sorgsam, hat er für gleichgültige Personen gar keine Aufmerksamkeit, und ist der erklärte Feind derjenigen, die wegen ihres Zustandes andre belästigen. Er kennt solche sogleich an ihren Kleidungen, an der Stimme und an ihren Geberden, und verhindert sie, sich zu nähern. Trägt man ihm während der Nacht die Wache über das Haus auf, so ist er stolzer und zuweilen grausam. Er wacht alsdenn immer, macht die Runde, und nimmt die Fremden schon von ferne wahr. Sobald diese stehen bleiben, oder die Barriere überschreiten wollen,

springt er entgegen, widersetzt sich, und durch wiederholtes Bellen, durch seine Gegenwehr und Geschrey macht er Lärm; dadurch avertirt und streitet er also zugleich.

Eben so furiös gegen die raubsüchtigen Menschen, als gegen die reissenden Thiere, stürzt er sich auf sie hin, verwundet und zerreisset sie, und benimmt ihnen alle Kräfte, sich wieder aufzurichten. Aber zufrieden, nur überwunden zu haben, legt er sich bey seiner Beute hin, und rührt sie auch sogar alsdenn nicht an, wenn er Hunger hat. Er giebt also hiedurch zu gleicher Zeit ein Beyspiel des Muthes, der Mässigung und der Treue.

Wenn man sich diese Gattung von Wesen denkt, als ob sie nie da gewesen wäre, so wird man fühlen, von welcher Wichtigkeit sie in der Ordnung der Natur ist. Wie hätte wohl der Mensch ohne Beystand des Hundes die andern Thiere überwinden, überlisten und in die Sklaverey bringen können? und wie könnt' er ohne solchen heute noch die wilden und schädlichen Thiere entdecken, verjagen und zerstören? Um sich in Sicherheit zu setzen, und sich Meister über das ganze lebende Universum zu machen, war es nöthig, sich erst eine Parthey unter den Thieren aus denjenigen zu machen, und sich mit solcher durch Sanftmuth und Schmeicheleyen zu vereinigen, welche im Stande sind, sich zu attachiren und zu gehorchen, um solche andern Thieren entgegen zu setzen. Die erste Kunst des Menschen also war die Abrichtung des Hundes,

und die Frucht davon, die Eroberung und der ruhige Besitz der Erde.

Der größte Theil der Thiere hat mehr Fertigkeit, mehr Stärke, ja sogar mehr Muth als der Mensch. Die Natur hat sie besser versehen und besser bewaffnet. Sie haben auch vollkommnere Sinne, und besonders einen feinern Geruch.

Eine so muthige und gelehrige Gattung derselben, wie die des Hundes ist, gewonnen zu haben, ist so viel, als neue Sinne und neue Fähigkeiten erwerben, die uns mangelten. Die Maschinen und Instrumente, die wir erdacht haben, um unsre andern Sinne zu vervollkommen, und ihren Umfang zu vergrößern, sind mit diesen vollkommenen Maschinen, die uns die Natur darstellt, nicht zu vergleichen, die, indem sie der Unvollkommenheit unsers Geruches zu Hülfe kommen, uns große und immerwährende Mittel verschafft haben, um zu überwinden und zu regieren.

Der Hund wird, dem Menschen getreu, immer einige Macht, und einen Grad Oberherrschaft über die andern Thiere behalten. Er befiehlt ihnen, und herrscht selbst an der Spitze einer Heerde, und macht, daß ihn solche besser versteht, als die Stimme des Hirten.

Die Sicherheit, Ordnung und Disciplin bey derselben sind Früchte seiner Wachsamkeit und seiner Thätigkeit; es ist ein Volk, das ihm unterworfen ist, das er leitet, beschützt, und wider welche er

nie auf eine andre Art seine Stärke braucht, als um den Frieden bey denselben zu erhalten.

Aber vorzüglich im Kriege, oder wider die feindlichen und wilden Thiere, läßt er seinen Muth sehen; und hier ist es, wo er all' seine Geschicklichkeiten anwendet, und wo sich seine natürliche Fähigkeiten mit den erworbenen vereinigen. Sobald, als sich das Getöß der Waffen hören läßt; sobald als der Schall des Hüfthornes oder die Stimme des Jägers das Signal zu einem nahen Streite gegeben hat, läßt der Hund, von neuer Hitze belebt, die lebhaftesten Zeichen der Freude bemerken, und zeigt durch sein Geschrey und durch seine Gebehrden, die Ungedult zu streiten, und die Begierde zu siegen. Darauf schleicht er still fort, sucht den Boden zu kennen, und den Feind in seiner Verschanzung zu entdecken und zu überraschen. Er sucht seine Spur, folgt ihm Schritt auf Schritt, und giebt durch den verschiednen Laut seiner Stimme die Zeit, die Entfernung, die Gattung und selbst das Alter desjenigen zu erkennen, den er verfolgt.

Unerschrocken, eingeschränkt und in der Verzweiflung, sein Heil in der Flucht zu finden, bedient sich auch das Thier all seiner Kräfte, und sucht der Weisheit den Betrug entgegen zu setzen; und nie sind die Ressourçen des Instinkts wunderbarer, als hier. Um seine Spur verlieren zu machen, geht, kömmt und geht es wieder nach der nämlichen Spur, und macht große Sprünge,

gleichsam, als wollt' es sich von der Erde losmachen und den Raum vermindern. Es zerreißt mit einem Sprung Gehäge und Zäune, und schwimmt über Bäche und Flüsse. Aber, da es durch immer verfolgt wird, und seinen Körper durch alle Mittel nicht vernichten kann, so sucht es ein anders an seinen Platz zu setzen. Es geht selbst, die Ruhe eines jüngern und weniger erfahrnern Nachbarn zu stören, ihn aufzuwecken, und mit ihm zu laufen und zu fliehen; und wenn sie ihre Spuren verwirrt, und das erstre glaubt, das letztre seinem Unglücke übergeben zu haben, so verläßt es dasselbe noch wilder, als es sich zu demselben gesellte, um es allein zum Gegenstand und zum Opfer des betrogenen Feindes zu machen. Aber der Hund verläßt, durch diese Oberherrschaft, die ihm Uebung und Unterricht geben, und durch diese Feinheit des Gefühls, das ihm nur allein angehört, den Gegenstand seiner Verfolgung nicht. Er unterscheidet die gemeinen Tritte sehr wohl, löset die Knoten des verwickelten Fadens, der ihn allein leiten kann, auf, bemerkt durch den Geruch alle Krümmungen des Irrweges und alle falsche Wege, auf welchen man ihn verführen wollte; und, weit entfernt, den verfolgten Feind gegen einen gleichgültigen zu überlassen, entrüstet er sich, wenn er über den Betrug gesiegt hat, verdoppelt seine Hitze, gelangt endlich zum Angriff, und, indem er es todt macht, stillt er in dessen Blute seinen Durst und seinen Haß.

Man kann behaupten, daß der Hund das einzige Thier sey, dessen Treue die Probe aushält; das einzige, das seinen Herrn und die Freunde seines Hauses immer kennt; wenn sich ein Fremder nähert, denselben wahrnimmt, das seinen Namen versteht, und den häuslichen Redegebrauch verstehen lernt; — daß es das einzige Thier sey, das sich nicht auf sich selbst allein verläßt; das, wenn es seinen Herrn verloren hat, und nicht wieder finden kann, denselben durch sein Heulen zurückruft; das einzige, welches auf einer langen Reise, die es nur einmal gemacht hat, sich des Weges erinnert, und denselben wieder findet; und endlich das einzige, dessen natürliche Fähigkeiten unläugbar, und dessen Abrichtung immer von gutem Erfolg ist.

Sieben und zwanzigster Abschnitt.

Die Katze.

Die Katze ist ein ungetreuer Hausgenosse, den man nur aus Noth unterhält; nämlich, um ihn einem andern noch lästigern Hausfeind entgegen zu setzen, den man nicht vertreiben kann. Denn, wir ziehen hier diejenigen Leute in keine Betrachtung, die, indem sie an allen Thieren Geschmack finden, die Katzen nur aufziehen, um sich damit zu amüsiren. Das eine ist Nothwendigkeit, das andre aber Mißbrauch; und ungeachtet diese Thiere, besonders wenn sie jung sind, viel

Artigkeit besitzen, so haben sie doch auch zu gleicher Zeit eine innerliche Bosheit, einen falschen Charakter, und ein betrügerisches Naturel, das mit dem Alter noch zunimmt, und durch die Auferziehung nur masquirt werden kann. Von ausgemachten Dieben, werden sie, wenn sie gut aufgezogen werden, biegsam und einschmeichelnd, wie die Betrüger. Sie haben die nämliche Adresse, die nämliche Feinheit, und den nämlichen Geschmack, Uebels zu thun, und den nämlichen Hang zu kleinen Räubereyen. Gleich wie sie, wissen sie im Stillen zu schleichen, ihre Absicht zu verstellen, die Gelegenheiten abzulauern, sich des Augenblicks zu bemächtigen, solchen zu erwarten und auszuwählen, um ihren Coup zu machen, sich nachher der Züchtigung zu entziehen, zu fliehen, und sich, bis man sie ruft, entfernt zu halten.

Sie nehmen bald die Gewohnheiten der Gesellschaft, aber nicht deren Sitten an. Sie haben nur den Anschein der Zuneigung, denn man sieht dies an ihren verborgenen Handlungen und an ihren zweydeutigen Augen. Sie sehen der geliebten Person nie gerade ins Gesichte, und, es sey entweder Mißtrauen oder Falschheit, immer nehmen sie Umwege, um sich derselben zu nähern und Schmeicheleyen zu suchen, gegen welche sie nur deshalb empfindlich sind, weil sie ihnen Vergnügen machen.

Sehr verschieden von diesem treuen Thiere (des Hundes) dessen Empfindungen sich alle an die Per-

son seines Herrn heften, scheint die Katze für niemand, als nur für sich zu fühlen, und auf Bedingung zu lieben, und sich nur auf den Umgang einzulassen, um denselben zu mißbrauchen.

Aus dieser Beschaffenheit des Naturels folgt, daß sie mit nichts unverträglicher ist, als mit dem Hunde, als bey welchem alles aufrichtig ist.

Die jungen Katzen sind lustig, lebhaft, artig und würden sehr geschickt seyn, die Kinder zu amüsiren, wenn ihre Klauen nicht zu fürchten wären. Doch ihr Scherz, obgleich immer angenehm, ist nie unschuldig, und verkehrt sich bald in eine gewohnte Bosheit. Und gleichwie sie diese Talente nicht anders, als nur gegen die kleinsten Thiere mit einigem Vortheil ausüben können, so stellen sie sich auf die Lauer, und erwürgen die Vögel im Käfig, Mäuse und Razen, und werden von sich *selbst*, und ohne hierzu angeführt zu werden, hierinn geschickter, als die bestunterrichteten Hunde zur Jagd. I r Naturel, als ein Feind alles Zwangs, ist eines anhaltenden Unterrichts nicht fähig.

Acht und zwanzigster Abschnitt.

Von den wilden Thieren.

Liebe und Freyheit, welche Wohlthaten! Haben die Thiere, welche wir wild nennen, weil sie uns nicht unterworfen sind, mehr nöthig, um glücklich zu seyn? — Sie besitzen ausserdem noch die

Gleich-

Gleichheit unter sich, und sind weder Sklaven noch Tyrannen ihres Gleichen. Ein Individuum hat nicht, wie der Mensch, den ganzen übrigen Rest seiner Gattung zu fürchten. Unter sich haben sie immer Friede, und der Krieg wird ihnen nur von andern fremden Thieren oder von uns angekündigt. Sie haben also Ursache, das menschliche Geschlecht zu fliehen, sich unserm Anblick zu entziehen, in Einsamkeiten, die von unsern Wohnungen weit entfernt sind, zu begeben; und sich aller Hülfsmittel ihres Instincts zu bedienen, um sich in Sicherheit zu setzen, und, um sich der Macht des Menschen zu entziehen, alle Mittel der Freyheit anzuwenden, mit welchen sie die Natur zu der Zeit versehen hat, als sie ihnen den Wunsch nach Unabhängigkeit gab.

Der Hirsch; und von den Vergnügungen der Jagd.

Dies ist eines jener unschuldigen, stillen und ruhigen Thiere, die nur dazu geschaffen zu seyn scheinen, um, ferne von uns, die Einsamkeit der Wälder zu verschönern und zu beleben, und die stillen Aufenthalte in diesen Gärten der Natur zu bewohnen. Seine schöne und behende Gestalt, sein eben so schlanker als gut proportionirter Wuchs, seine nerveusen und lenksamen Gliedmaßen, sein Haupt, das vielmehr mit einem lebenden Holze geziert, als bewaffnet ist, und sich, wie die Gipfel der Bäume, alle Jahre erneuert; seine Größe,

Behendigkeit, und Stärke unterscheiden ihn genugsam von allen übrigen Einwohnern der Wälder; und, gleichwie er das edelste unter ihnen ist, so dient er auch zu den edelsten Vergnügungen der Menschen, und hat zu allen Zeiten die Nebenstunden der Helden beschäftigt. Denn die Unterhaltung der Jagd soll auf die Mühseligkeiten des Krieges folgen, oder vielmehr denselben noch vorgehen. Die Wissenschaft, wie man Pferde und Waffen führt, sind Eigenschaften, die dem Jäger und dem Krieger gleich gemein sind. Die Gewohnheit an die Bewegung und an Fatiguen; die Geschicklichkeit und Behendigkeit des Körpers, die zur Unterstützung und Unterhaltung des Muthes so nöthig sind, lernen sich auf der Jagd und wenden sich beym Kriege an. Sie ist die Schule einer heut zu Tage nothwendigen Kunst, und die einzige Unterhaltung, die eine gänzliche Zerstreuung von Geschäften gewährt; die einzige Erhohlung ohne Weichlichkeit, die ein lebhaftes untermischtes Vergnügen, ohne Langeweile, und ohne Ueberdruß hervorbringt.

Können diejenigen wohl etwas bessers unternehmen, welche durch ihren Stand immer von der Gegenwart andrer Menschen beschwert werden?

Je erhabener die Großen sind, desto eingeschränkter sind sie; und sie würden nichts als die Last ihrer Größe fühlen, und nur für andre existiren, wenn sie sich nicht zuweilen auf Augenblicke dem Gewühl selbst der Schmeichler entzögen. Um

seiner selbst zu genießen, um sich ihre persönlichen Zuneigungen in die Seele zurückzurufen, und mit den Hoffnungen ihrer geheimen Wünsche, diesen tausendmal kostbareren Empfindungen, als es die Idee ihrer Größe ist, zu wiegen, haben sie die Einsamkeit nöthig. Und giebt es wohl eine abwechselndere und belebtere Einsamkeit, als die Jagd? und eine gesündere Bewegung für den Leib und eine angenehmere Ruhe für den Geist, als diese?

Es würde eben so beschwerlich seyn, immer zu **repräsentiren** als zu **mediriren**. Der Mensch ist von der Natur nicht zur immerwährenden Betrachtung abstracter Dinge gemacht; noch sich ohne Erhohlung zu beschäftigen. Beschwerliches Studiren, mühsame Geschäffte, ein sitzendes Leben zu führen, und aus seinem Kabinette den Mittelpunkt seiner Existenz zu machen, ist ein Zustand, der unserer Natur wenig gemäß ist; aber es scheint auch im Gegentheil, daß ein tumultueuses Leben, worin man, so zu sagen, durch die Handlungen andrer Menschen erschüttert und fortgerissen wird, und in welchem man genöthigt ist, immer auf sich aufmerksam zu seyn, sich zurückzuhalten, und sich unaufhörlich ihren Augen auszusetzen, noch eine viel gewaltsamere Situation sey.

Was für einen Begriff wir uns auch von uns selbst machen wollen, so ist leicht zu begreifen, daß **repräsentiren** nicht seyn ist, und daß wir weniger geschaffen sind, zu **denken**, als zu **handeln**, weniger zu **vernünfteln** als zu **genießen**.

Unsre

Unsre wahren Vergnügungen bestehen in dem freyen Genuß unsrer selbst; und unsre wahren Güter sind die Güter der Natur. Himmel, Erde, Felder und Wiesen und Wälder sind es, deren nützlichen und unerschöpflichen Genuß sie uns darbietet. Eben so ist auch der Geschmack an der Jagd, Fischerey, an den Gärten und an dem Ackerbau, ein allen Menschen von der Natur eingeprägter Geschmack.

Neun und zwanzigster Abschnitt.

Der Fuchs.

Der Fuchs ist wegen seiner List berüchtigt, und verdient zum Theil seinen Ruf. Das, was der Wolf nur durch seine Stärke ausrichtet, thut jener durch Geschicklichkeit, und es gelingt ihm öfter. Ohne mit den Hunden noch mit den Hirten zu streiten, und ohne die Heerden anzufallen, und todte Körper fortzuschleppen, ist er wegen seines Unterhalts doch sicherer. Er wendet mehr Verstand als Thätigkeit an; und seine Ressourcen scheinen in ihm selbst zu seyn; dieses aber sind, wie man weiß diejenigen, welche ihm am wenigsten fehl schlagen. Eben so fein, als aufmerksam, sinnreich und vorsichtig (oft bis zur Gedult) verändert er sein Betragen nach Umständen, und hat Hülfsmittel, die er nur zu rechter Zeit anzuwenden weiß. Er denkt beständig an seine Erhaltung; und ungeachtet er eben so unermüdet,

und sogar viel behender, als der Wolf ist, so verläßt er sich doch nicht gänzlich auf die Geschwindigkeit seines Laufes. Er weiß sich in Sicherheit zu setzen, indem er sich eine Freystätte macht, wohin er in dringenden Gefahren flieht, wo er wohnt und wo er seine Jungen aufzieht. Er ist kein herumschwärmendes, sondern ein häusliches Thier. Er lagert sich an den Ausgängen der Gehölze und der Weiler; bemerkt das Krähen des Hahnes und das Geschrey des Geflügels, wittert sie schon von weitem, nimmt sehr geschickt den rechten Zeitpunkt in acht, verbirgt seinen Vorsatz und seinen Gang, schleicht und schleppt sich, gelangt endlich zu seinem Ziele und macht selten unnütze Versuche.

Wenn er die Einzäunungen zerreissen, oder durch dieselben durchschlieffen kann, so verliert er keinen Augenblick, raubt auf dem Hofe, macht alles auf demselben todt, und retirirt sich alsdenn mit seinem Raub schwer belastet, den er entweder unter dem Mooße verbirgt, oder in seine Höhle trägt. Er kömmt nach einigen Augenblicken wieder, um eine andere Beute zu suchen, die er auf die nämliche Art wegträgt und verbirgt, jedoch auf einem andern Orte. Und so die zwote, dritte und vierte, bis entweder der Tag anbricht, oder bis ihn die Bewegung im Hause benachrichtigt, daß es nun Zeit sey, sich zu retiriren und nicht wieder zu kommen.

Dreyßigster Abschnitt.

Der Wolf.

Der Wolf ist eines von den Thieren, deren Hunger nach Fleisch der heftigste ist, und ungeachtet er mit dieser Begierde von der Natur auch alle Mittel erhalten hat, derselben Genüge zu leisten, als welche ihm Waffen, List, Thätigkeit, Stärke, mit einem Wort alles das gab, was nöthig ist, um seinen Raub zu finden, zu überfallen, zu bezwingen, und sich desselben zu bemächtigen und zu zerreissen, so stirbt er dennoch oft vor Hunger, weil ihn der Mensch, der ihm einmal den Krieg erklärt hat, und oft sogar auf seinen Kopf einen Preiß setzt, nöthigt, zu fliehen, und sich in den Wäldern zu halten.

Er ist von Natur dumm und furchtsam; wird aber aus Noth sinnreich und kühn. Durch Hunger gezwungen trotzt er der Gefahr, und fällt die Thiere an, welche unter der Obhut des Menschen stehen, besonders diejenigen, die er leicht wegtragen kann, wie die Schafe ꝛc. Und wenn ihm diese Streiferey gelingt, so kömmt er oft wieder, bis daß er entweder von Menschen verwundet, oder verjagt oder verscheucht worden, wo er sich alsdenn während des Tages in seine Höhle begiebt und nur in der Nacht aus derselben hervorgeht, das Land durchstreift, um die Wohnungen schwärmt, die verlassenen Thiere hascht, die Schäfereyen anfällt, die Erde unter den Thüren durchwühlt, mit Ungestüm

stürm eindringt und alles todt macht, eh er seinen Raub aussucht und wegträgt.

Ungeachtet die Gestalt des Wolfes und des Hundes sehr ähnlich ist, so ist doch ihr Betragen sehr verschieden von einander. Ihr Naturel ist einander so entgegen, daß sie sich nicht nur allein nicht mit einander vertragen, sondern auch sogar durch Antipathie und Natur Feinde sind.

Ein junger Hund zittert beym ersten Anblick eines Wolfs; er flieht allein den Geruch, der, ungeachtet er ihm neu und unbekannt ist, ihn doch so sehr erschüttert, daß er zitternd kömmt, sich zwischen die Beine seines Herrn zu flüchten.

Ein Fanghund, der seine Kräfte kennt, waffnet und entrüstet sich, fällt ihn mit Muth an, bemüht sich, ihn in die Flucht zu schlagen, und wendet all seine Stärke an, um sich von einer Gegenwart zu befreyen, die ihm so verhaßt ist. Nie begegnen sie sich, ohne vor einander zu fliehen, oder zu streiten, und zwar mit der größten Feindseligkeit zu streiten, die sich nur mit dem Tode endiget. Wenn der Wolf der stärkere ist, so zerreißt er seine Beute und frißt sie. Dem großmüthigern Hund aber genüget der Sieg, und er findet nicht, daß der Körper eines Feindes süße schmecke.

Ein und dreyßigster Abschnitt.

Der Affe wird mit dem Menschen verglichen.

Die Seele, das Denken und die Sprache hängen nicht von der Gestalt oder von der Organisation des Körpers ab. Nichts beweiset besser, daß dieses ein besondres, nur dem Menschen allein gegebenes Geschenk ist, als das, daß der **Orang Outang**, dessen Körper, Gliedmaßen, Sinne, Gehirn und Zunge dem Menschen gänzlich ähnlich sind, doch weder spricht noch denkt; und daß er alle menschlichen Bewegungen und Handlungen machen oder nachahmen kann, ohne deshalb doch nur eine einzige Handlung des Menschen zu unternehmen. Doch dies ist vielleicht ein Fehler der Erziehung, ein Fehler der Vergleichung in eurem Urtheile! Ihr vergleicht, wird man sagen, den Affen in den Wäldern sehr unrecht mit dem Menschen in Städten. Nur an die Seite des **wilden** Menschen, des Menschen, der durch keine Erziehung etwas gewonnen hat, muß man ihn stellen, um sowohl den einen als den andern zu beurtheilen. Aber hat man wohl von dem Menschen in dem Stande der lautern Natur einen richtigen Begriff? — Den Kopf mit zerfilzten Haaren oder krauser Wolle bedeckt; das Gesicht durch einen langen Bart verstellt, und mit zwo sich kreuzenden Augenbraunen überwachsen, die noch

größer sind, durch ihre Breite und Erhabenheit die Stirne verkleinern, den eigenthümlichen charakteristischen Adel von derselben verschwinden machen, und wovon nicht nur allein die Augen beschattet, sondern auch vertieft werden, und eine solche Rundung erhalten, wie sie bey den Thieren sind; dicke und aufgeworfene Lippen; eine platte Nase; einen dummen und wilden Anblick; behaarte Ohren, Leib und Gliedmaßen; eine harte Haut, wie schwarzes oder gegerbtes Leder; lange dicke und aufstehende Nägel; eine callöse Fußsohle, die so dick wie Horn ist; und, als Kennzeichen des Geschlechtes, lange und weiche Brüste; eine Haut an dem Bauche, die bis auf die Knie hinabhängt; Kinder, die sich im Koth wälzen und auf allen Vieren gehen; Mutter und Vater über die Beine sitzend, und alle schrecklich und mit dem ekelhaftesten Unflath bedeckt — Dieß ist eine Skizze eines wilden Hottentotten, und ein Portrait, das noch viel zu viel geschmeichelt ist. Denn es ist noch eine weitere Entfernung vom Menschen im Stande der rohen Natur zum Hottentotten, als vom Hottentotten zu uns.

Ueberladet also noch das Gemälde, wenn ihr wollt, vergleicht den Affen mit dem Menschen, fügt noch die Aehnlichkeiten der Organisation, die Gleichheit des Temperaments, die heftige Begierde der männlichen Affen nach Weibern, die nämliche Gestalt der Geburtsglieder beyder Geschlechter, die monatliche Reinigung bey den Weibchens, und die

gezwungene oder freywillige Beywohnung der Negerinnen mit den Affen, wovon die Frucht in die eine oder andre Gattung fällt, und sehet, vorausgesetzt, daß es nicht dieselbe sey, wie schwer die Entfernung, die einander trennt, zu bestimmen ist.

Ich gesteh' es, wenn man nur nach der äusserlichen Gestalt urtheilen müßte, so könnte man das Geschlecht der Affen für eine Varietät des menschlichen Geschlechts annehmen. Aber der Schöpfer wollte den menschlichen Leib nicht zu einem Model machen, das von dem Körper eines Thieres ganz verschieden wäre. Er hat seine Forme, wie die aller Thiere, in einen allgemeinen Plan mit begriffen; aber zu gleicher Zeit, als er ihm diese dem Affen ähnliche materielle Gestalt gab, durchdrang er auch diesen thierischen Körper mit seinem göttlichen Hauch. Hätt' er diese nämliche Gnade, ich sage nicht dem Affen, sondern der gemeinsten Gattung ertheilt, dem Thiere, das uns am schlechtesten organisirt zu seyn scheint, so würde solches bald der Nebenbuhler des Menschen geworden seyn. Durch den Geist belebt, würd' es über alle andre erhaben seyn; es würde denken, reden.

Was für eine Aehnlichkeit also auch zwischen dem Hottentotten und dem Affen statt hat, so ist der Abstand, der sie von einander trennt, doch unermeßlich, weil er von innen mit dem Denken und äusserlich mit der Sprache begabt ist.

Wer wird je sagen können, worinn die Organisation eines Dummkopfs von der eines andern Menschen abweicht! Der Fehler liegt gewißlich in den materiellen Organen, weil der Dummkopf so gut eine Seele hat, wie ein andrer. Da aber nun bey Menschen, wo alles so ganz gleichförmig und vollkommen scheint, schon eine so kleine Verschiedenheit, wovon man den Grund nicht einmal recht bemerken kann, hinlänglich ist, das Denken zu zerstören, und dessen Aufkeimen zu verhindern, so darf man also nicht erstaunen, daß solches bey dem Affen nie entsteht, als welcher desselben Principium nicht besitzt.

Der Affe ist also ein Thier, und, ungeachtet seiner Aehnlichkeit mit dem Menschen, weit entfernt, der zweyte unsrer Gattung zu seyn, nicht einmal der erste in der Ordnung andrer Thiere, weil er noch nicht das geschickteste ist. Und es ist blos diese körperliche Aehnlichkeit, worauf sich das Vorurtheil der großen Meynung gestützt hat, die man sich von den Fähigkeit des Affen machte.

Die Nachahmungssucht scheint der ausgezeichneteste Charakter und das frappanteste Attribut seiner Gattung zu seyn, welches ihm der gemeine Haufe als das einzige Talent zuschreibt. Wir müssen aber, bevor wir drüber entscheiden, ehe untersuchen, ob solche frey oder gezwungen ist. Ahmt uns der Affe nach, weil er es will, oder vielmehr, weil er, ohne es zu wollen, kann? Ich überlasse deshalb den Ausspruch gerne denjenigen, welche dieses Thier ohne vorgefaßte Meynung beobachtet ha-

ben; und ich bin überzeugt, sie werden mit mir behaupten, daß in dieser Nachahmung nichts freyes nichts willkührliches zu finden sey.

Der Affe bedient sich, da er Arme und Hände hat, derselben wie wir, aber ohne wie wir, daran zu denken. Die Aehnlichkeit der Gliedmaßen und Organen bringt nothwendiger Weise Bewegungen und oft sogar eine Folge von Handlungen hervor, die den unsrigen ähnlich sind. Da er wie der Mensch zusammengesetzt ist, so kann er auch nur wie dieser handeln; aber sich auf die nämliche Art bewegen, heißt noch nicht handeln, um nachzuahmen. Man gebe zween rohen Körpern die nämliche Impulsion; verfertige zwey gleiche Pendul oder zwey gleiche Maschinen, und sie werden sich auf eine und dieselbe Art bewegen. Man würde aber sehr unrecht thun, wenn man sagen wollte, daß sich diese Körper oder Maschinen nur so bewegten, um sich einander zu imitiren.

Eben so ist es auch mit dem Affen, wenn man ihn mit dem Menschen in Vergleichung stellt. Es sind zwo auf die nämliche Art gebaute und organisirte Maschinen, die, durch die Gesetze ihrer Natur, sich beynah auf die nämliche Art bewegen. Inzwischen ist aber Aehnlichkeit noch nicht Nachahmung; die eine besteht in der Manier und die andre nur im Verstande; denn die Nachahmung setzt den Vorsatz derselben voraus. Der Affe ist aber unfähig, diesen Vorsatz zu fassen, als welcher ohne eine Folge von Gedanken nicht existiren kann.

Aus

Aus dieser Ursache kann der Mensch, wenn er will, wohl den Affen imitiren; der Affe aber kann es nicht einmal wollen.

Diese Gleichheit, die nur das Physische der Imitation ist, ist hier nicht so vollständig als die Aehnlichkeit, von welcher sie doch als eine unmittelbare Wirkung herkömmt. Der Affe gleicht dem Menschen mehr durch den Körper und die Gliedmaßen, als durch den Gebrauch, den er davon macht. Wenn man ihn mit einiger Aufmerksamkeit beobachtet, so wird man bald wahrnehmen, daß all seine Handlungen grob, unbestimmt und präcipitirt sind; und daß, wenn man sie mit denen des Menschen vergleichen wollte, man bey derselben eine andre Stufenfolge oder vielmehr einen verschiedenen Model voraussetzen müßte. Alle Handlungen desselben aber beruhen auf seiner Zucht, die gänzlich thierisch ist; und sie scheinen uns deshalb lächerlich, inconsequent und ausschweifend, weil wir uns, indem wir sie mit den unsrigen vergleichen, in der Stufenfolge betrügen, und weil die Einheit, die denselben zum Maaßstab dienen soll, von der unsrigen sehr verschieden ist.

Gleichwie aber seine Natur lebhaft, sein Temperament heiß, und seine Natur muthwillig ist; und da seine Leidenschaften nie durch die Erziehung vertilgt werden können, so sind all seine Angewohnheiten excessiv, und mehr den Handlungen eines Rasenden, als eines Menschen oder auch nur eines stillen Thieres ähnlich. Daher kömmt es auch,

daß wir ihn so ungelehrig finden, und daß er dasjenige nur sehr schwer behält, was wir ihm angewöhnen wollen. Er ist unempfindlich gegen Schmeichelenen, und gehorcht nur bey Züchtigungen. Man kann ihn wohl in dem Käfige, aber nie frey im Hause halten; immer traurig oder unbändig, und immer halsstarrig und grimassant, verfolgt man ihn vielmehr, anstatt sich mit ihm vertraut zu machen.

Er war nie auf keine Art ein häusliches Thier, und in dieser Rücksicht, ist er vom Menschen mehr entfernt, als der größte Theil der übrigen Thiere; denn die Gelehrigkeit setzt immer einige Analogie zwischen demjenigen voraus, welcher giebt und demjenigen, welcher empfängt. Dieses ist eine relative Eigenschaft, die nur dann ausgeübt werden kann, wenn bey beyden Theilen eine gewisse Anzahl gemeinsamlicher Kräfte statt hat, die sich nur darin von einander unterscheiden, daß sie sich beym Lehrer activ, beym Schüler aber passiv verhalten.

Nun hat aber das Passive des Affen auf das Active des Menschen weniger Bezug, als das Passive des Hundes oder des Elephantens, bey welchen es schon hinlänglich ist, sie nur wohl zu tractiren, um ihnen gute und sogar delikate Empfindungen, eine getreue Anhänglichkeit, willkührlichen Gehorsam, uneigennützige Dienstfertigkeit, und eine Ergebenheit ohne Zurückhaltung beyzubringen.

Also

Also ist der Affe durch seine relativen Eigenschaften weiter von dem Menschen entfernt, als der größte Theil der andern Thiere, und ausserdem noch sehr durch sein Temperament von demselben unterschieden. Der Mensch kann jeden Himmelsstrich bewohnen, er lebt und vermehrt sich in Norden und Süden; der Affe aber hat Mühe in temperirten Gegenden zu leben, und kann sich nur in den wärmsten Ländern vermehren. Dieser Unterschied des Temperaments, setzt andre Verschiedenheiten in der Organisation voraus, die, ungeachtet sie uns verborgen sind, doch wirklich da seyn, und auch auf das Naturel einen großen Einfluß haben müssen.

Der hohe Grad von Wärme, der zum vollkommenen Leben dieses Thieres nöthig ist, spannt alle Leidenschaften und all seine Eigenschaften aufs höchste; und man darf von seinem Muthwillen, seiner Ausgelassenheit und seinen andern Passionen, die uns alle so heftig und so unordentlich scheinen, keine andre Ursache, als diese suchen.

Folglich ist dieser Affe, den die Philosophen mit dem gemeinen Haufen, als ein Wesen betrachtet haben, das sehr schwer zu bestimmen sey, dessen Natur am wenigsten zweydeutig und das Mittel zwischen dem Menschen und den Thieren wäre, in der That doch nichts weiter als ein bloßes Thier, das äusserlich eine der menschlichen Gestalt ähnliche Masque trägt, aber innerlich des Denkens und all desjenigen entblößt ist, was der Mensch

 thut;

thut; ein Thier, das wegen seiner relativen Kräfte noch unter viel andere herabzusetzen kömmt.

Zwey und dreyßigster Abschnitt.

Die Orang-Outangs; oder der Pongo und der Joko.

Wir stellen diese zwey Thiere zusammen, weil es seyn kann, daß beyde nur eine und eben dieselbe Gattung ausmachen. Sie sind unter allen Affen diejenigen, welche dem Menschen am meisten ähnlich sind, und folglich am meisten verdienen untersucht zu werden.

Den kleinen **Orang-Outang**, oder den **Joko** haben wir selbst gesehen, und seinen Balg aufbehalten; aber von dem großen **Orang-Outang**, oder dem **Pongo** können wir nicht sprechen, und nur dasjenige beybringen, was uns Reisende von ihm gesagt haben. Wenn die Erzählungen dieser letzteren getreu und nicht so oft dunkel, fehlerhaft und übertrieben wären, so würden wir daran nicht zweifeln, daß er von einer andern Gattung sey, als der **Joko**, und zwar von einer viel vollkommenern und mit dem menschlichen Geschlecht nahe verwandten Gattung.

Bontius, der Obermedikus in **Batavia** war, und uns über die Naturgeschichte dieses Theils von **Indien** gute Beobachtungen hinterlassen hat, sagt ausdrücklich, daß er mit Bewunderung

derung einige dieser Gattung aufrecht auf ihren Füssen gehen gesehen habe, und unter andern ein Weiblein (wovon er eine Zeichnung giebt) welche Schamhaftigkeit zu haben schien, und sich vor dem Anblick der Menschen, die sie nicht kannte, mit der Hand bedeckte; welches weinte, seufzte und noch mehr andre menschliche Handlungen ausübte; dergestalt, daß es schien, als ob ihr nichts, als die Sprache mangelte. Herr **Linnäus** behauptet, nach **Kiöp** und andern Reisenden, daß selbst dieses Vermögen dem **Orang-Outang** nicht mangele, und daß er denke, rede, und sich gleichsam pfeifend ausdrücke. Er nennt ihn den **Nachtmenschen**, und giebt zugleich eine Beschreibung von ihm, durch welche es nicht wohl möglich ist, zu entscheiden, ob er ein Thier oder ein Mensch sey. Nur muß man bemerken, daß dieses Wesen, was es auch seyn mag, nach seiner Behauptung, nur die halbe Höhe eines Menschen hat; und da **Bontius** von der Größe seines **Orang-Outangs** keine Erwähnung macht, so könnte man mit **Linnäus** glauben, daß es der nämliche sey; aber alsdenn wär der **Orang Outang** dieser beyden Herren, nicht der **wahre**, als welcher die Taille der größten Menschen besitzt. Auch nicht derjenige, den wir **Joko** nennen, und welchen ich lebendig gesehen habe; denn ob dieser gleich dieselbe Größe hat, welche ihm **Linnäus** beylegt, so weicht er doch durch alle andre Charactere vom ersteren ab. Ich kann vielmehr, da ich ihn vielmal gesehen habe, versichern, daß er nicht nur allein nicht re-

det, noch pfeift, um sich auszudrücken, sondern, daß er nicht einmal dasjenige thut, was ein wohl unterrichteter Hund thun könnte; ausserdem ist er auch fast in allem übrigen von der Beschreibung unterschieden, die Linnäus vom Orang-Outang macht, und hat mehr mit dem Satyrus des gedachten Autors Aehnlichkeit.

Ich bezweifle also die Schilderung dieses **Nachtmenschens** sehr; ja, ich zweifle sogar an seiner Existenz, und es ist wahrscheinlich ein weisser Neger (ein Macrelas) den die von Linnäus angeführten Reisenden unrecht gesehen und schlecht beschrieben haben. Denn diese Macrelas haben in der That, wie der **Nachtmensch** dieses Autors, weisse wolligte und krause Haare, rothe Augen, ein schwaches Gesicht ꝛc. Aber dies sind **Menschen**; und zwar Menschen, die nicht pfeifen und keine Pigmäen von dreyßig Zoll sind. Sie denken, reden und handeln wie andre Menschen, und haben auch die nämliche Größe.

Wenn wir also dieses schlecht beschriebene Wesen vorbeygehen, in der Erzählung des **Bontius** ein Bischen Uebertreibung und Vorurtheil in dem annehmen, was er uns von der Schamhaftigkeit seines weiblichen Orang Outangs sagt, so wird uns nichts weiter als ein Thier überbleiben; ein Affe, von dem wir ausserdem viel bestimmtere Kennzeichen antreffen.

Edward Tyson, ein berühmter englischer Anatom, der sowohl von den innerlichen als äus-

serlichen Theilen des Orang-Outangs eine sehr gute Beschreibung gegeben hat, behauptet, daß es zwo Gattungen derselben gebe; und daß derjenige, den er beschreibt nicht so groß sey, als der andre, den die Reisenden Barris oder Baris und die Engländer insgemein Drell nennen. Dieser Barris oder Drell ist in der That der große ostindische Orang-Outang oder der Pongo von Guinea; und der Pigmer, den Tyson beschreibt, ist der Joko, den wir lebendig gesehen haben.

Als der Philosoph Gassendi auf die Erzählung eines Reisenden, Namens Saint-Amand, behauptet hatte, daß es auf der Insel Java eine Art Geschöpf gäbe, welche die Nüance zwischen dem Affen und dem Menschen ausmachte, so nahm man keinen Anstand, sogleich die That zu läugnen. Um es zu beweisen, producirte Peiresk einen Brief von Herrn Noel (Natalis) eines Arztes, der sich in Afrika aufhielt, durch welchen er versichert, daß man in Guinea sehr große Affen finde, die man Barris nennt, welche auf beyden Füssen aufrecht gehen, die mehr Ernsthaftigkeit und viel mehr Fähigkeit besitzen, als die andern Affen, und daß sie sehr begierig nach den Weibern seyen. Darios und nach ihm Nüremberg und Dapper sagen vom Barris beynah das nämliche. „Battel nennt ihn Pongo, und versichert, daß er in all seinen Verhältnissen dem Menschen ähnlich sey, nur allein, daß er größer wär; er sey so groß, sagt er, wie ein Riese; habe ein Angesicht, wie

wie ein Mensch, tiefe Augen, auf den Seiten des Hauptes lange Haare, ein nackendes unbehaartes Gesicht und dergleichen Ohren und Hände; einen leichtbewollten Körper, und daß er überhaupt vom Menschen dem Aeusserlichen nach nur durch die Beine unterschieden sey, weil solche wenig oder fast gar kein dickes Fleisch haben; daß er aber demungeachtet immer aufrecht gehe; daß er auf Bäumen schlafe, daß er sich eine Hütte als eine Schutzwehr wider die Sonne und den Regen baue; daß er von Früchten lebe und kein Fleisch esse; daß er nicht reden könne, ungeachtet er mehr natürlichen Verstand habe, als die andern Thiere; daß, wenn die Neger Feuer in den Wäldern machen, diese Pongos kommen, sich um dasselbe zu setzen, und sich dabey wärmen; aber daß sie nicht Verstand genug hätten, Holz in dasselbe zu werfen, um es zu unterhalten; daß sie in Kompagnie zusammen gehen, und zuweilen in abgelegenen Oertern die Neger tödten; daß sie sogar den Elephanten anpacken, welchen sie mit Prügeln schlagen und ihn aus ihren Gehölzen verjagen; daß man keine lebendigen Pongos fangen könne, weil sie so stark sind, daß zehen Menschen nicht genug wären, um nur einen einzigen zu überlisten; daß man also nur die Jungen noch ganz klein erhaschen könne; daß sie die Mutter, wenn sie aufrecht geht, trägt, indem sie sich mit Händen und Knien an dieselbe anklammern; daß es zwo Arten dieser Affen gebe, die dem Menschen ähnlich sind, nämlich den Pongo, der eben so groß und wohl noch größer ist, als

ein

ein Mensch, und den Joko, der viel kleiner ist.“ Aus dieser Stelle, die sehr genau ist, hab' ich die Namen Pongo und Joko gezogen. Battel sagt ferner, daß wenn eines dieser Thiere stirbt, die andern seinen Körper mit einem Haufen Aeste und Blättern bedecken. Purchaß fügt noch in einer Note hinzu, daß er während des Umgangs, den er mit Battel gehabt habe, von ihm erfahren, daß ihm einmal ein Pongo einen kleinen Neger raubte, der ein ganzes Jahr in Gesellschaft dieser Thiere zubrachte; und daß solcher bey seiner Zurückkunft gestanden habe, sie hätten ihm kein Leid zugefügt; daß sie gewöhnlich die Höhe eines Menschen hätten, aber viel dicker wären, und beynahe den doppelten Umfang eines Menschen besäßen.“

„Die Affen in Guinea, sagt Bosmann, haben eine gelbliche Farbe, und werden ausserordentlich groß. Ich habe, fährt er fort, einen mit meinen eigenen Augen gesehen, welcher fünf Fuß hoch war. Diese Affen haben eine sehr gemeine Gestalt, eben so, wie diejenigen einer andern Gattung, welche ihnen in allem ähnlich sind, ausser, daß viere von diesen kaum so groß sind, als einer von der erstern Art. Man kann ihnen beynah alles lehren, was man will.“

„Gauthier Shoutten sagt: daß die Affen, welche die Indianer Orang-Outangs nennen, beynah von der nämlichen Gestalt und von der nämlichen Größe, wie die Menschen wären, aber daß ihr Rücken und ihre Lenden ganz mit Haaren bedeckt

bedeckt seyen, ohne jedoch am Vortheil des Körpers behaart zu seyn; daß die Weibchens zwo große Brüste haben; daß alle ein rüdes Angesicht, eine platte oft eingedrückte Nase und Ohren wie die Menschen hätten; daß sie robust, behend und kühn seyen, und gegen bewaffnete Menschen sich wehren; daß sie sehr nach dem Frauenzimmer lüstern seyn, und daß es für dasselbe gar nicht sicher sey, sich in die Wälder zu begeben, weil sie allda auf einmal von diesen Affen überfallen und genothzüchtiget werden."

Dampier, Froger und andre Reisende versichern, daß sie kleine Mädchen von acht bis zehen Jahren rauben, mit ihnen auf die Bäume fliehen, und daß man tausend Beschwerlichkeiten habe, ihnen solche wieder zu entreissen.

Zu all diesen Zeugnissen können wir noch dasjenige des Herrn de la Brosse hinzufügen, der seine an die Küsten von Angola im Jahr 1738 gemachte Reise beschrieben, und uns einen Auszug davon communicirt hat. Dieser Reisende versichert, daß sich die Orang-Outangs, die er Quimpezès nennet, bemühen, die Negerinnen zu überraschen; daß sie solche bewachen, um sie zu genießen, und daß sie dieselben sehr gut nähren. Ich habe, sagt er, zu Lowango, eine Negresse gekannt, welche drey Jahre unter diesen Thieren gelebt hatte. Sie werden sechs bis sieben Fuß hoch; besitzen eine Stärke ohne Beyspiel; wohnen in Hütten und bedienen sich der Prügel, um sich zu

verthei-

vertheidigen. Sie haben ein plattes Angesicht, eine breite Nase, platte Ohren ohne Ohrläppchens, eine etwas klärere Haut als ein Mulâtre, lange und nur hie und da auf den Leib verstreute Haare, einen ausserordentlich hinabhangenden Bauch, platte und hinten ungefähr einen halben Zoll vorstehende Fußsohlen. Sie gehen auf ihren zwey Füßen; aber wenn es ihnen einfällt, auch auf allen Vieren. „Diese Thiere, setzt Herr de la Brosse hinzu, haben den Instinct, sich wie die Menschen zu Tische zu setzen; sie essen von allem ohne Unterschied, bedienen sich der Löffel, Gabel und Messer um dasjenige zu schneiden und aufzufassen, was man ihnen auf den Teller legt. Auch trinken sie Wein und andre Liqueurs. Wir trugen sie am Bord, als sie zu Tische waren; sie gaben durch ein Knirschen zu erkennen, wenn sie was nöthig hatten; und wenn ihnen zuweilen diese Kinder dasjenige versagten, was sie forderten, so wurden sie zornig, bemächtigten sich ihrer Arme, bissen sie, und drückten solche unter sich. Das Männchen wurde auf der Rhede krank; es ließ sich wie ein Mensch pflegen, und es wurde ihm sogar auf dem rechten Arm zweymal die Ader geöffnet. So oft es sich nachher unpaß fand, so zeigte es seinen Arm her, damit man ihn zur Ader lassen sollte, gleichsam als hätte es gewußt, daß ihm dieses wohl bekommen habe.“

Gemelli Careri sagt, daß er einen Affen gesehen habe, der sich wie ein Kind beklagte, auf seinen zween Hinterfüssen gieng, und seine Matte,

auf

auf welcher er zu schlafen pflegte, unter den Armen trug. Diese Affen, fährt er fort, scheinen in einem gewissen Betrachte mehr Verstand zu haben, als die Menschen; denn wenn sie auf den Bergen keine Früchte mehr finden, so gehen sie an das Ufer des Meeres, wo sie sich der Krebse, Austern und andrer ähnlicher Dinge bemächtigen. Es giebt eine Art Austern, die man Taelovo nennt, oft mehrere Pfunde wiegen, und an den Flüssen offen da liegen. Da sich nun aber der Affe fürchtet, sie möchte sich, wenn er sie fressen wollte, beym Zuschliessen ihres Gehäuses, seiner Pfoten bemächtigen, so wirft er ehvor einen Stein auf dasselbe, wodurch er verhindert, daß es sich nicht schliessen kann, und frißt sie alsdenn ohne Furcht.

„An den Ufern des Flusses **Gambi**, sagt **Froger**, sind die Affen dicker und böser, als an einem jeden andern Orte in Afrika. Die Neger fürchten solche sehr, und sie dürfen nicht allein auf das Feld gehen, ohne Gefahr zu laufen, durch diese Thiere angefallen zu werden, die ihnen den Stock zeigen, und sie nöthigen, sich zu schlagen. Man hat sie oft Kinder von sieben bis acht Jahren auf die Bäume tragen gesehen, und man hatte eine unglaubliche Mühe, ihnen solche wieder zu entreissen. Der größte Theil unter den Negern glaubt, daß sie eine fremde Nation seyen, die gekommen wäre, sich in ihrem Lande niederzulassen, und nur deshalb nicht sprächen, weil sie fürchten, man möchte sie alsdenn zwingen zu arbeiten.

Der Orang-Outang, den ich selbst gesehen habe, gieng aufrecht auf seinen zween Füssen, sogar alsdenn, wenn er schwere Lasten trug. Sein Ansehen war sehr traurig, sein Gang ernsthaft, seine Bewegungen abgemessen, sein Naturel still und sehr von demjenigen anderer Affen verschieden. Ich sah dieses Thier, daß es denjenigen die Hand gab, um sie zu begleiten, die es zu besuchen kamen, und sich mit ihnen ernsthaft und gleichsam wie in Gesellschaft promeniren. Ich sah, wie es sich zu Tische setzte, die Serviette entfaltete, sich die Lippen abwischte, und des Löffels und der Gabel bediente, sich selbst Getränk in ein Glas goß, und es rüttelte, wenn es zum Trinken aufgefodert wurde; ich sah es eine Tasse mit dem Untersatz nehmen, solche auf den Tisch stellen, Zucker darein legen, Thee einschenken, und solchen erkalten lassen, bis man ihn trinken konnte; und dies alles ohne einen andern Antrieb, als durch Zeichen oder ein Wort seines Herrns und oft auch von selbst. Es that niemanden etwas Uebels, näherte sich mit Vorsichtigkeit, und zeigte sich nur, um gleichsam Schmeicheleyen zu empfangen."

Ich habe mein eignes Zeugniß zu dem hinzugethan, was uns die am wenigsten leichtgläubigen und am meisten wahrheitsliebenden Reisenden vom Orang-Outang erzählt haben. Ich glaubte ihre darauf sich beziehende Stellen gänzlich hieher setzen zu müssen, weil in der Naturgeschichte eines dem Menschen so ähnlichen Thieres alles wichtig scheinen

nen kann. Damit man aber mit noch mehr Kenntniß über seine Natur entscheiden könne, so wollen wir nun auch alle Verschiedenheiten anzeigen, die ihn vom menschlichen Geschlecht entfernen, aber auch zugleich alle Aehnlichkeiten, die ihn demselben nähern. Er ist dem Aeusserlichen nach von dem Menschen unterschieden durch seine Nase, als welche nicht erhaben ist; durch die Stirne, die sehr kurz ist; durch das Kinn, welches kaum aus dem Kopfe hervorsteht. Er hat nach Proportion zu große Ohren; Augen, die zu nahe bey einander stehen, und der Abstand zwischen Nase und Mund ist auch zu groß. Dies sind die einzigen Verschiedenheiten des Gesichts, die man zwischen dem **Orang Outang** und einem Menschen bemerkt. Der Leib und die Gliedmaßen aber weichen darinn von einander ab, daß seine Hüften verhältnißweise zu kurz, die Arme zu lang, die Daumen zu klein, der Ballen in der Hand zu lang und zu geschlossen, und die Füsse eher wie Hände als menschliche Füsse gemacht sind.

Die Geburtsglieder des Männchens sind ebenfalls von denen eines Menschen darinn unterschieden, daß sich an der Vorhaut kein frenum befindet; doch sind die Geburtstheile des Weibchens denen einer Frau sehr ähnlich.

Was aber das Innerliche betrifft, so weicht diese Gattung von dem Menschen erstens durch die Ribben ab. Der Mensch hat deren nur zwölf, der **Orang Outang** aber dreyzehen. Er hat

auch

auch ein kürzeres Genicke, mehr geschlossene Gelenkknochen, plattere Lenden, tiefere Augen, und rundere Nieren. Auch haben die Harngänge, so wie die Blase und die Gallengefässe eine andre Gestalt, als welche kürzer und länger sind, wie bey dem Menschen.

Alle andern Theile des Körpers aber, sowohl des Kopfes als der Gliedmaßen, sind sowohl äusserlich als innerlich denen eines Menschen so vollkommen gleich, daß man sie nicht ohne Bewunderung vergleichen kann, und ohne darüber erstaunt zu seyn, daß von einer so ähnlichen Zusammensetzung, und von einer Organisation die so gänzlich die nämliche ist, nicht die nämlichen Wirkungen entstehen. So sind z. B. die Zunge und alle Organe der Stimme ganz die nämlichen, wie bey dem Menschen, und doch spricht der **Orang Outang** nicht; und das Gehirn ist gänzlich von derselben Gestalt und Proportion, und doch denkt er nicht.

Giebt es also wohl einen augenscheinlicheren Beweis, als diesen, daß die Materie allein, wenn sie auch noch so vollkommen organisirt ist, weder das Denken noch die Sprache, als Zeichen desselben, wenn sie nicht von einem höhern Principio belebt ist, hervorbringen kann?

Der Mensch und der **Orang-Outang** sind die einzigen, die Nägel und Ballen haben, und folglich geschaffen sind, aufrecht zu gehen; die einzigen, welche eine breite Brust, platte Schultern,

und Gelenke haben, die eines wie das andre gestaltet sind; die einzigen, deren Gehirn, Herz, Lungen, Leber, Milz, Eingeweide, Magen und Gedärme vollkommen gleich sind. Mit einem Worte, der **Orang-Outang** gleicht dem Menschen mehr, als einem jeden andern Thiere, mehr als selbst den Babouins und Quenons (große Affen, Simii majores); und die **Indianer** sind sehr zu entschuldigen, daß sie ihn durch den Namen **Orang-Outang** dem menschlichen Geschlechte zugezählt haben, welches **wilder Mensch** bedeutet, weil er dem Menschen in Rücksicht des Körpers mehr ähnlich ist, als den andern Affen oder einem andern Thiere.

Drey und dreyßigster Abschnitt.

Der Biber.

Jedermann gesteht ein, daß der **Biber**, weit entfernt, eine ausgezeichnete Superiorität über die andern Thiere zu haben, vielmehr wegen seiner bloß individuellen Eigenschaften unter einige derselben herabzustellen kömmt. Er scheint, z. B. wegen seiner relativen Eigenschaften, die ihn dem Menschen nähern könnten, weit unter dem Hunde zu stehen. Er scheint nicht gemacht zu seyn, einer andern als nur seiner Gattung, zu dienen, zu befehlen, oder Umgang zu pflegen. Sein Sinn, in ihm selbst verschlossen, äussert sich nur bey seines gleichen ganz. Immer allein, besitzt er wenig persönliche Industrie, noch weniger List, und sogar nicht

nicht einmal Mißtrauen genug, um die sichtbarsten Fallstricke zu vermeiden.

Weit entfernt, andre Thiere anzufallen, weiß er sich selbst nicht gut zu vertheidigen, und zieht die Flucht dem Streite vor. Wenn man also dieses Thier in seinem natürlichen Zustand, oder vielmehr in dem Zustande seiner Einsamkeit und Entfernung betrachtet, so scheint es, in Absicht seiner innerlichen Eigenschaften, nicht über andre Thiere erhaben zu seyn. Es hat nicht mehr Verstand als der Hund, nicht mehr Sinn, als der Elephant, nicht mehr Finesse als der Fuchs ꝛc. Der Biber ist mehr durch die Besonderkeiten seiner äusserlichen Gestalt, als durch die anscheinende Superiorität seiner innerlichen Eigenschaften merkwürdig. Er ist das einzige unter den vierfüßigen Thieren, das einen platten, ovalen und schuppigten Schweif hat, welchen er wie ein Steuerruder braucht, um im Wasser zu schwimmen. Das einzige, welches an den Hinterfüssen eine Schwimmhaut, und zugleich an den Vorderfüssen abgesonderte Zehen hat, die er wie Hände gebraucht; und das einzige, welches, indem es durch den Vordertheil seines Körpers den Landthieren gleicht, durch den Hintertheil den Wasserthieren ähnlich ist. Es macht zwischen den vierfüßigen Thieren und den Fischen die Nüance aus, so wie die Fledermaus zwischen den vierfüßigen Thieren und den Vögeln. Aber diese Besonderkeiten würden vielmehr Fehler als Vollkommenheiten seyn, wenn dieses Thier aus seiner Konsti-

tution, die uns so abentheuerlich scheint, nicht die seltensten Vortheile zu ziehen wüßte, die es über alle andre erheben.

Im Monat Junii oder Julii fangen die Biber an, sich in Gesellschaft zu vereinigen. Sie kommen mehrere zusammen von verschiednen Oertern, und wachsen bald zu einer Truppe von zwey und drey hundert Stücken an. Ihr Rendez-Vous ist gewöhnlich der Ort ihrer Niederlassung und zwar immer an den Ufern der Flüsse. Wenn es untiefe oder stille Wässer sind, die nicht über die Höhe eines Teiches steigen, so ersparen sie sich die Mühe, eine Höhle zu bauen; aber auf reissenden Flüssen, die bald steigen und fallen, wie an Bächen und Strömen, verfertigen sie eine Chaussee, und in diesem Fahrzeug eine Art von Weiher, welcher sich immer in der nämlichen Höhe erhält. Diese Chaussee durchkreuzt den Fluß wie eine Schleuse, die von einem Ufer zum andern reicht. Sie hat oft achtzig oder hundert Fuß in der Länge und zehen oder zwölf in der Dicke.

Dieser Bau scheint für Thiere von einem solchen Wuchse enorm zu seyn; aber die Solidität, mit welcher das Werk gebauet ist, setzt noch mehr in Erstaunen als seine Größe. Der Ort an dem Flusse, allwo sie diesen Damm errichten, ist gewöhnlich nicht tief. Wenn sich auf dem Ufer ein großer Baum befindet, der ins Wasser fallen kann, so fangen sie gleich an, ihn umzuhauen, um davon die Hauptstütze ihres Baues zu machen; ein sol-

cher

cher Baum ist oft größer als der Leib eines Menschen. Sie beissen und nagen ihn am Fuß an, und hauen ihn, ohne ein anders Instrument, als ihre vier Schneidezähne, in sehr kurzer Zeit um; und lassen ihn auf jene Seite fallen, wohin es ihnen gefallt, das heißt, quer über den Fluß. Endlich hauen sie von dem Gipfel des umgefallenen Baumes auch die Aeste weg, deren sie sich zu einem auf dem Wasser gleich ausgebreiteten Bete bedienen.

Alle diese Arbeiten geschehen gemeinschaftlich; einige Kastor zusammen nagen den Fuß des Baumes an, um ihn umzuwerfen; einige gehen zusammen, um die Aeste davon zu schneiden, wenn er schon umgefallen ist; und einige laufen zu gleicher Zeit an die andern Plätze des Ufers, um die kleineren Bäume umzuwerfen, deren einige so dick, wie Beine und andre so dick wie Hüften sind. Sie zerhauen solche in Stücke, sägen sie in einer gewissen Höhe ab, um Pfähle daraus zu machen, und schleppen sie zu Lande bis an das Ufer des Flusses, und alsdenn zu Wasser bis an den Ort ihres Baues. Alsdenn machen sie daraus eine Art von geschlossenen Pfählen (Bürsten) die sie durch die aufgelegten und eingeflochtenen Aeste noch mehr befestigen.

Diese ganze Arbeit setzt viel überwundene Schwierigkeiten voraus; denn, um diese Pfähle zuzurichten, und sie in eine beynahe perpendikulaire Stellung zu bringen, müssen sie das dicke Ende mit

den Zähnen gegen das Ufer oder gegen den Baum, der den Fluß durchschneidet, aufheben; zu gleicher Zeit tauchen sich einige bis auf den Grund des Wassers, um allda mit den Vorderfüssen eine Grube auszugraben, worinn sie die Spitze des Pfahles befestigen, damit er solchergestalt aufrecht stehen kann. So wie nun einige die Pfähle einsetzen, so gehen andre nach Lehm, den sie mit ihren Füssen anfeuchten und mit dem Schweif abschlagen. Sie nehmen solchen alsdenn zwischen den Rachen und die Vorderfüsse, und bringen davon eine so große Menge, daß sie damit alle Zwischenräume des Damms ausfüllen können. Dieser Damm, welcher aus verschiedenen Reihen von Pfählen, die alle eine gleiche Höhe haben, und einer an dem andern liegt, bestehet, erstreckt sich von einem Ufer des Flusses bis zum andern. Er ist allerwärts verklebt und vermauert; die Pfähle stehen in vertikaler Richtung an der Seite des Wasserfalles; das ganze Werk aber steht in Gestalt einer Abdachung gegen die Seite, welche die Last davon trägt, dergestalt, daß die Chaussee, die zehen oder zwölf Fuß Breite hat, in einer Dicke von zwey oder drey Fuß gegen oben zu ausläuft. Es hat also nicht nur allein all den Umfang und die ganze nöthige Festigkeit, sondern auch die bequemste Gestalt, um das Wasser aufzuhalten, den Durchfluß desselben zu verhindern, seine Schwere zu tragen und seine Gewalt zu zertrennen.

Oben auf dieser Chaussee, das ist, in dem Theil, wo sie die kleinste Dicke hat, werden drey Oeffnungen

gen gemacht, die ihnen zu Aufenthaltsörtern dienen, und so wie der Fluß steigt oder fällt, erweitert oder verengert werden. Wenn durch zu heftige oder zu geschwinde Ueberschwemmungen der Damm verdorben wird, so wissen sie ihn auszubessern, und arbeiten neuerdings so lange, bis das Wasser fällt.

Die eigentlichen Wohnungen der Biber sind Höhlen oder vielmehr eine Art kleiner Häuschens, die im Wasser auf einem ganzen Pfahl, ganz nahe an ihre Schleuse gebaut sind, und zween Ausgänge haben. Der eine führt auf das Land, der andre aber ins Wasser. Die Gestalt dieses Gebäudes ist beynahe immer oval oder rund; und es giebt deren größere und kleinere, von vier oder fünf bis zu acht oder zehen Fuß im Durchschnitte; und manchmal findet man auch einige, die zwey oder drey Stockwerke haben. Die Mauern sind bis auf zwey Fuß dick. Sie sind schnurgerade über dem Hauptpfahl aufgesetzt, als welcher dem Hause zugleich zum Grunde und zur Stütze dient.

Ein Bogen, wie eine Handhabe eines Korbes, schließt das ganze Gebäude, und dient ihm zur Decke; es ist mit Solidität gemauert, und in- und auswendig reinlich verklebt. Kein Regen kann durchdringen, und es widersteht sogar den ungestümsten Winden. Die Wände sind mit einer Art so gut gemischter und so reinlich angewendeter Stukatur überkleidet, daß es scheint, als ob Menschenhände dabey gearbeitet hätten. Aber dies geschieht mit ihrem Schweife, der ihnen zur

Mauerkelle dient, womit sie den Mörtel anwenden, den sie mit den Füssen bereiten.

Sie wenden dabey verschiedne Materialien an, als Holz, Steine, Sand, die von dem Wasser nicht ausgedehnt werden. Die Holzarten, die sie anwenden, sind beynahe alle weich und leicht.

Die Biber wählen zum größten Theile ihrer Nahrung gerne frische Rinden und junges Holz; und sie machen sich eine große Provision, um sich den ganzen Winter davon zu ernähren. Ihre Vorrathskammern bauen sie im Wasser und nahe bey ihren Wohnungen. Jede Kabane hat die ihrige, die der Anzahl ihrer Einwohner proportionirt ist, und wozu alle ein gleiches Recht haben, ohne ihre Nachbarn je berauben zu wollen.

Man hat einige dieser Gebäude gesehen, die aus zwanzig bis fünf und zwanzig besondern Wohnungen bestanden; aber diese großen *Etablissements* sind selten, und diese Art von Republik ist gemeiniglich nicht so zahlreich; am öftersten besteht sie nur aus zehen oder zwölf Tribunen, deren jede ihr eigen Quartier, Magazin, und abgesonderte Wohnung hat; und sie leiden nicht, daß sich Fremde in ihrer Gegend niederlassen. Die kleinsten Kabanen enthalten zwey, vier, sechs, und die größten achtzehen, zwanzig, und sogar, wie man behauptet, bis dreyßig Biber; und zwar beynahe immer Paar und Paar, nämlich so viel Weibchens als Männchens.

Folglich kann man behaupten, wenn man auch die Vergrößerung wegnimmt, daß ihre Gesellschaft oft aus hundert funfzig bis zweyhundert vereinigten Arbeitern besteht, die alle anfänglich zusammen arbeiteten, um das große allgemeine Werk herzustellen, nachher aber in kleinen Gesellschaften, um sich jede ihre besondere Wohnungen zu erbauen.

So zahlreich diese Societät auch immer seyn mag, so erhält sich doch der Frieden ohne Alteration unter ihnen. Die gemeinschaftliche Arbeit hat ihre Vereinigung genauer verbunden; die Bequemlichkeiten, welche sie sich dadurch verschafft haben, und der Ueberfluß der Lebensmittel, die sie sich zusammen sammeln und verzehren, dient, solche zu unterhalten. Mäßige Begierden, der Geschmack an schlechter Kost, und der Abscheu vor Fleisch und Blut entzieht ihnen sogar die Idee von allem Raub und Streit; und sie genießen alle die Güther, die der Mensch nur wünschen kann. Als Freunde unter sich haben sie keine Feinde von aussen; sie wissen solche zu vermeiden, und benachrichtigen einander davon dadurch, daß sie mit ihrem Schweif einen Schlag ins Wasser thun, der sich bis an ihre Wohnungen ausbreitet. Jedes nimmt alsobald seine Partie; entweder sich ins Wasser zu tauchen, oder sich in ihre Mauern zurückzuziehen, welche nur von dem Feuer des Himmels oder dem Eisen der Menschen zerstört werden können; kein Thier aber darf sich unterstehen, solche öffnen oder zerstören zu wollen.

Diese

Diese Freystäten sind nicht nur allein sehr sicher, sondern auch sehr reinlich, und sehr bequem. Die Wände sind mit grünem Laubwerk verziert; Buchsbaum- und Tannenreiser dienen ihnen zu Tapeten, auf welchen sie nie einen Unrath machen oder leiden; das Fenster, welches gegen das Wasser hinausgeht, dient ihnen zu einem Balkon, um frische Luft zu schöpfen, und sich während des größten Theils des Tages zu baden. Die Gewohnheit, vermöge welcher sie den Schweif, und alle Hintertheile beständig im Wasser halten, scheint die Natur ihres Fleisches verändert zu haben. Das Fleisch ihrer Vordertheile hat bis auf die Nieren die Eigenschaft, den Geschmack und die Konsistenz des Fleisches jener Thiere, die auf dem Lande oder in der Luft leben. Dasjenige von den Hüften und dem Schweif aber hat den Geruch, Geschmack und alle Eigenschaften eines Fisches. Und dieser Schweif, der einen Fuß lang, einen Zoll dick *und* fünf bis sechs Zoll breit ist, ist wirklich ein Theil und eine wahre Gliedmaße von einem Fisch, die an dem Körper eines vierfüßigen Thieres hängt; denn er ist gänzlich mit Schuppen bedeckt, und hat eine Haut, die den großen Fischen ganz ähnlich ist.

Ihre Provision von Rinden und Holz machen die Biber in dem Monate September; hernach aber genießen sie die Früchte ihrer Arbeit und die häuslichen Annehmlichkeiten; dies ist die Zeit der Ruhe, oder besser zu sagen, es ist die Zeit der Liebe. Da sie sich durch das Vergnügen und die Bemühungen

hungen einer gemeinschaftlichen Arbeit unter einander kennen, und durch die Gewohnheit eines von dem andern unterrichtet ist, so entsteht keine dieser Kompagnien von ungefähr, und durch eine bloße natürliche Nothwendigkeit, sondern sie vereinigt sich aus Wahl und Geschmack.

Vier und dreyßigster Abschnitt.

Der Löwe.

Man hat oft gesehen, daß der Löwe seine kleinen Feinde verschmahte, ihre Anfälle verachtete, und ihnen ihre beleidigenden Freyheiten verzieh; man hat gesehen, daß er in seinem Gefängnisse Langeweile hatte, ohne darüber böse zu werden; sondern vielmehr ruhig war, seinem Herrn gehorchte, und der Hand schmeichelte, die ihn nährte, denen zuweilen das Leben ließ, die man ihm Preis gegeben hat; und wenn er sich durch diesen großmüthigen Vorfall an Jemand attachirt hat, so fährt er fort, ihm ferner seine Protection angedeyhen zu lassen, mit demselben ruhig zu leben, und seinen Unterhalt mit ihm zu theilen; ja er läßt sich solchen zuweilen ganz und gar entziehen, und leidet lieber Hunger, als die Frucht seiner ersten Wohlthat zu verlieren.

Man könnte auch behaupten, daß der Löwe nicht grausam sey, weil er es nur aus Noth ist; daß er nicht mehr niederreißt, als was er verzehrt, und daß er, sobald er gesättigt ist, gänzlich ruhig

bleibt,

bleibt, anstatt daß der Tiger, der Wolf und so viele andre Thiere der untern Gattung tödten, blos aus Vergnügen getödtet zu haben, und die bey ihren zahlreichen Mördereyen mehr ihre Wuth, als ihren Hunger stillen zu wollen scheinen.

Das Aeusserliche des Löwen entspricht seinen großen innerlichen Eigenschaften; er hat eine imposante Gestalt, eine schreckliche Stimme, und sein Wuchs ist nicht so excessiv, wie der des Elephanten oder des Rhinocerus, nicht so schwer, wie beym Hippopotamus oder beym Affen, noch so ramassirt, wie bey der Hyäna oder beym Bären, noch so lang und ungestalt, wie beym Kameel; sondern er ist vielmehr so wohl gestaltet und so gut proportionirt, daß der Leib des Löwen das Model zu seyn scheint, bey welchem Stärke und Behendigkeit vereinigt ist. Eben so solide als nerveus, und da er weder mit Fleisch noch mit Fett beladen ist, noch sonst etwas überflüßiges hat, ist er ganz Nerve, ganz Muskel. Diese große muskulaire Kraft äussert sich sowohl durch seine vielen Sprünge, als auch durch die wilde Bewegung seines Schweifes, der so stark ist, daß er einen Mann niederwerfen kann; und endlich auch durch die Leichtigkeit, mit welcher er die Haut seines Angesichts, und besonders die auf seiner Stirne bewegen kann, als welches seine Physionomie, oder vielmehr den Ausdruck seiner Wuth sehr bestimmt. Ferner auch noch durch das Vermögen, seine Mähne zu bewegen, als welche nicht nur allein in die Höhe

steht,

steht, sondern sich auch in jedem Sinne bewegt, wenn er zornig ist.

Zu all diesen edlen individuellen Eigenschaften kömmt bey dem Löwen noch der Adel seiner Gattung hinzu. Unter edeln Gattungen in der Natur aber versteh ich diejenigen, welche beständig und unveränderlich sind, und bey welchen man nicht vermuthen kann, daß sie ausgeartet haben. Diese Gattungen sind gemeiniglich isolirt und ihr Geschlecht ist ohne gleichen; sie sind durch so auffallende Charactere von andern unterschieden, daß man sie nicht verkennen noch mit einer andern Gattung verwechseln kann.

Das Gebrüll des Löwen ist so stark, daß, wenn er sich Nachts in den Wüsten hören läßt, sein Echo das Getöß des Donners zu seyn scheint; und dieses Gebrüll ist seine gewöhnliche Stimme; denn wenn er zornig ist, so hat er ein andres Geschrey, welches noch schrecklicher ist. Alsdenn schlägt er sich die Seiten seines Schweifes, schlägt damit die Erde, bewegt seine Mähne, die Haut seines Gesichtes und seine großen Augbraunen, zeigt seine drohenden Zähne, und streckt die Zunge heraus, die mit so harten Spitzen bewaffnet ist, daß sie allein hinreicht, die Haut abzustreifen, und das Fleisch ohne Beystand der Zähne und der Klauen zu zerfetzen, als welche letztre, nach den Zähnen, seine grausamsten Waffen sind.

Fünf und dreyßigster Abschnitt.

Der Tiger.

Der Löwe ist in der Klasse der fleischfressenden Thiere der erste, der Tiger aber der zweyte; und gleichwie der erste, selbst in einem bösen Geschlechte, immer der größte und oft der beste ist; so ist der zweyte gewöhnlicher Weise der Böseste von allen. Der Löwe vereinigt mit seinem Stolze, Muth und Stärke auch den Adel, die Mildthätigkeit und Großmuth; der Tiger aber ist niederträchtig wild, grausam ohne Recht, das heißt, ohne Noth. Er ist sogar in der ganzen Ordnung der Wesen, die nach ihrer Stärke eingetheilt werden, der erste, welcher alles vermag; und da er nicht so sehr Tyrann ist, als ein andrer, der seiner ganzen Macht nicht genießen kann, so rächt er sich dadurch, daß er die Gewalt mißbraucht, die er sich zuzueignen wußte. Daher ist der Tiger auch mehr zu fürchten, als der Löwe; denn dieser vergißt oft, daß er König ist, das heißt, daß er das stärkste aller Thiere sey. Er geht immer mit einem ruhigen Schritt einher, und fällt nie den Menschen an, es sey denn, daß er gereizt wird. Er übereilt seine Schritte nicht, er läuft nicht, und geht nur auf Raub aus, wenn ihn der Hunger drückt. Der Tiger hingegen, wenn er auch gleich schon von Fleisch gesättigt ist, scheint doch immer beym Anblick vom Blute ausser sich zu kommen; und seine Wuth hört nur während der Zeit auf, welche nöthig

thig ist, um sich in einen Schlupfwinkel zu lagern. Er hascht und zerreißt eine neue Beute mit der nämlichen Wuth, die er kurz zuvor ausübte, ohne von der ersten gesättigt zu seyn; er verwüstet das Land, welches er bewohnt, und fürchtet weder den Anblick noch die Waffen des Menschen; und zuweilen trotzt er sogar dem Löwen.

Die Gestalt seines Körpers ist gemeiniglich mit dem Naturel einstimmig. Der Löwe hat eine edle Mine; die Höhe seiner Beine ist mit der Länge seines Leibes proportionirt; die dicke und große Mähne, so seine Schultern bedeckt, und sein Angesicht beschattet; sein sicherer Blick, sein ernsthafter Gang, alles scheint seine stolze und majestätische Unerschrockenheit anzuzeigen.

Der Tiger aber hat mit seinem zu langen Leibe, der zu sehr auf die Füße hinabreicht, mit seinem nackenden Kopf, wilden Augen und einer blutrothen Zunge, die ihm beständig aus dem Rachen hängt, keine andre Kennzeichen, als von seiner niederträchtigen Bosheit und unersättlichen Grausamkeit. Sein ganzer Instinkt besteht in einer beständigen Rache und blinden Wuth, die nichts kennt, nichts unterscheidet, und die ihn dahin bringt, daß er oft seine eigenen Jungen umbringt, und ihre Mutter zerreißt, wenn sie solche vertheidigen will. Warum mußte dieser Durst nach seinem Blute nicht aufs höchste steigen, und warum konnte er ihn nicht ganz verlöschen, indem er die ganze Raçe dieser Ungeheuer, die er hervorbringt, nicht gleich bey ihrer Geburt zerstörte!

Der Tiger a) sucht gerne die Ufer der Flüsse und Seen; denn da ihn das häufige Blut nicht anders, als äusserst erhitzen kann, so hat er oft Wasser nöthig, um den Brand zu mildern, der ihn verzehrt. Ausserdem aber erwartet er auch an den Flüssen die Thiere, die dahin kommen, welche die Hitze des Klima's zwingt, solche an jedem Tag öfters zu besuchen. Und hier ist es, wo er seinen Raub wählt, oder vielmehr, wo er seine Mördereyen vermehrt; denn oft verläßt er diejenigen Thiere, die er eben getödtet hat, um sogleich wieder andre zu erwürgen. Es scheint, daß er nur ihr Blut zu schmecken trachtet, denn er saugt es aus und berauscht sich in demselben; und wenn er ihnen den Leib zerreißt, so geschieht es nur deshalb, um seinen Kopf hineinzustecken, und mit langen Zügen das Blut heraus zu saugen, von dem er die Quelle geöffnet hat, und die gemeiniglich noch eher vertrocknet, als sein Durst gestillt ist.

Der Tiger ist vielleicht das einzige von allen Thieren, dessen Naturel nicht zu zwingen ist. Weder Stärke noch Zwang können ihn übervortheilen.

a) Die wahre Art des Tigers, die man mit den Leoparden, Panthern und Luchsen nicht verwechseln muß, ist nicht zahlreich, und scheint nur auf den warmen Himmelsstrich von Ostindien eingeschränkt zu seyn. Es ist ein schreckliches Thier, dessen Wuchs noch größer ist, als der des Löwens, und dessen Fell mit langen schwarzen Streifen gezeichnet ist.

Er zürnt sowohl über gute als böse Behandlung. Ein gütiges Betragen, das sonst alles thut, vermag nichts über diese eiserne Natur. Die Zeit, weit entfernt, ihn weicher zu machen, indem sie seine wilden Gewohnheiten zähmen sollte, verbittert noch vielmehr die Galle seiner Wuth. Er zerfleischt die Hand, welche ihn nährt, eben so, wie die, so ihn schlägt; er ergrimmt bey dem Anblick eines jeden lebenden Wesens; jeder Gegenstand scheint ihm ein neuer Raub zu seyn, welchen er schon im Voraus mit seinen wilden Blicken zerreißt, welchem er mit schrecklichem Brüllen und Zähnknirschen drohet, und gegen welchen er ungeachtet seiner Ketten und Gitter oft hinschießt, welche seiner Wuth Einhalt thun, ohne sie zu beruhigen.

Sechs und dreyßigster Abschnitt.

Der Elephant.

Der Elephant ist, wenn wir uns selbst ausnehmen, das merkwürdigste Wesen auf dieser Welt. Er übertrifft alle Landthiere an Größe, und nähert sich dem Menschen durch seine Einsichten; wenigstens so viel, als sich die Materie dem Geiste nähern kann. Der Elephant ist noch über den Hund, den Biber und den Affen erhoben, als welche von den belebten Wesen den verwunderungswürdigsten Instinct haben; und er besitzt alle ihre vorzüglichsten Eigenschaften.

Die Hand ist das vorzüglichste Organ der Geschicklichkeit des Affen. Der Elephant hat an seiner Schnauze, die ihm statt der Arme und Hände dient, und mit welcher er sich der kleinsten Dinge so, wie der größten, bemächtigen, sie zum Munde bringen, und auf den Rücken legen, geschlossen halten, oder von sich werfen kann, also das nämliche Hülfsmittel von Adresse wie der Affe; zugleich hat er auch die Gelehrigkeit des Hundes, ist, wie dieser, zu verschiedenen Dingen abzurichten, und einer starken Zuneigung fähig; er gewöhnt sich leicht an den Menschen; unterwirft sich ihm lieber durch gute Behandlung, als durch Zwang, dient ihm mit Eifer, Treue und Geschicklichkeit ꝛc. Endlich, liebt der Elephant so wie der Biber die Gesellschaft von seines gleichen, und giebt sich denselben zu verstehen. Man sieht oft, wie sie sich versammeln, sich zerstreuen, und gemeinschaftlich handeln; und sie errichten nichts, wenn sie nicht gemeinschaftlich daran arbeiten, welches aber vielleicht nur ein Fehler von zu vielem Raum und Ruhe ist.

Da sich die Menschen in denjenigen Gegenden, die der Elephant bewohnt, schon im Alterthum sehr vermehrt haben, so lebt er in Unruhe, und ist an keinem Orte von einem so großen und freyen Raum ruhiger Besitzer, um sich allda einen Aufenthalt zu errichten. Jedes Wesen in der Natur hat seinen wirklichen und seinen relativen Werth; wenn man nun bey dem Elephanten von dem einen und dem andern richtig urtheilen will, so muß man

ihm

ihm wenigstens den Verstand des Bibers, die Geschicklichkeit des Affens und das Gefühl des Hundes zugestehen, und die besondern, einzigen Vortheile der Gestalt, Größe und langen Lebensdauer noch hinzufügen a). Man muß auch seine Waffen oder Vertheidigungswerkzeuge nicht vergessen, mit welchen er den Löwen durchbohren und überwinden kann; man muß sich vorstellen, daß unter seinen Füssen die Erde zittert; daß er mit seiner Hand Bäume umreißt; daß er mit seinem Leibe eine Mauer spaltet; und daß er, zwar schrecklich durch die Stärke, noch unüberwindlicher durch den Widerstand seiner Masse, und durch die Dicke des Leders ist, das ihn bedeckt; daß er im Kriege auf seinem Rücken einen bewaffneten Thurm tragen kann, der mit mehrern Menschen besetzt ist; daß er allein Maschinen bewegen, und Lasten tragen kann, die sechs Pferde nicht verrücken könnten; daß er mit dieser überschwenglichen Stärke noch Muth, Vorsicht, kaltes Blut und pünktlichen Gehorsam verbindet; daß er Mäßigung, selbst bey seinen lebhaftesten Leidenschaften, besitzt; daß er in der Liebe beständiger als ungestüm ist; daß er im Zorne seine Freunde nicht verkennt; daß er nie jemand anders, als diejenigen anfällt, die ihn beleidigt haben; daß er

a) Da man versichert ist, daß eingefangene Elephanten hundert zwanzig bis hundert dreyßig Jahr leben, so müssen diejenigen, die frey sind, und aller Rechte der Natur genießen, wohl wenigstens zwey hundert Jahre leben.

er sich der Wohlthaten eben so lange Zeit, als der Beleidigungen erinnert; daß er, da er keinen Geschmack für das Fleisch hat, und sich nur von Vegetabilien nährt, kein gebohrner Feind andrer Thiere sey; und daß er endlich von allen geliebt wird, weil ihn alle werth halten, und keine Ursache haben, ihn zu fürchten.

Der Elephant hat in Rücksicht des Umfangs seines Körpers sehr kleine aber glänzende und geistreiche Augen; und das, was sie von denen aller andern Thiere unterscheidet, ist der pathetische Ausdruck des Gefühls, und die beynah überdachte Stellung all ihrer Bewegungen. Er kehrt sie langsam und mit Sanftmuth gegen seinen Herrn; er zeigt ihm einen Blick voll Freundschaft und Aufmerksamkeit, wenn er spricht; einen Blick des Verstandes, wenn er ihn gehört hat; und einen Blick von Penetration, wenn er ihm zuvorkommen will; er scheint zu betrachten, zu überlegen und zu denken, und sich zu nichts eher zu entschliessen, als nachdem er mehrmal ohne Uebereilung und Passion die Zeichen untersucht und betrachtet hat, welchen er gehorchen soll. Die Hunde, deren Augen viel mehr Ausdruck haben, sind allzu lebhafte Thiere, als daß man die stufenweisen Nüancen ihrer Empfindungen unterscheiden könnte; aber gleichwie der Elephant von Natur ernsthaft und mäßig ist, so lieset man so zu sagen in seinen Augen, deren Bewegungen langsam auf einander folgen, die Ordnung und die Folge seiner innerlichen Affectionen.

Er hat ein sehr gutes Gehör, und dieses Organ ist äusserlich, wie das vom Geruch, bey dem Elephanten kennbarer, als bey jedem andern Thier. Seine Ohren sind gewöhnlich herabhangend; doch erheben und bewegen sie sich mit großer Leichtigkeit. Sie dienen ihm, sich die Augen auszuwischen, und sie vor den Unbequemlichkeiten des Staubes und der Mücken zu verwahren. Er vergnügt sich beym Klang der Instrumente, und scheint die Musik sehr zu lieben. Er lernt bald, das Maaß zu beobachten, und sich mit Cadence zu bewegen, und sogar zum Getöse der Trommeln und Klang der Trompeten einige schickliche Töne hinzuzufügen.

Sein Geruch ist ausnehmend, und er liebt alle Arten von Wohlgerüchen bis zur Leidenschaft, besonders aber die wohlriechenden Blumen. Er sucht solche aus, nimmt eine nach der andern zusammen, macht davon Bouquette, und, nachdem er den Geruch an sich gezogen hat, nimmt er sie in den Mund, und scheint sie zu kosten. Die Blume der Orange ist eines seiner köstlichsten Gerüchte; daher benimmt er mit seiner Schnauze dem Orangenbaum all sein Grün, und frißt davon die Früchte, Blumen, Blätter, sogar die junge Rinde.

Soviel es aber das Gefühl betrifft, so scheint er diesen Sinn nur in der Schnauze zu besitzen; aber er ist in dieser Art von Hand so delikat und so distinct, wie bey dem Menschen. Und diese Schnauze, die aus Membranen, Nerven und Muskeln zusammengesetzt ist, ist zugleich eine Gliedmaße,

maße, die der Bewegung fähig ist, und ein Organ der Empfindung. Das Thier kann solche nicht nur allein bewegen, und biegen, sondern auch verkürzen, verlängern, krümmen und auf alle Art drehen. Am Ende dieser Schnauze sitzt ein Rand, der sich nach oben in Gestalt eines Fingers verlängert, und wodurch der Elephant alles thut, was wir mit den Fingern machen. Er hebt damit die kleinsten Stücke Geld von der Erde auf, sammelt Pflanzen und Blumen, und fügt sie eine nach der andern zusammen; löst Stricke auf, öffnet und schließt die Thüren, dreht die Schlüssel um, und schiebt die Riegel vor; und lernt mit einem Instrumente, das so klein ist wie eine Feder regelmäßige Figuren zeichnen.

Man wird nicht läugnen, daß diese Hand des Elephanten vor der unsrigen verschiedene Vorzüge hat. Sie ist, wie man bemerkt haben wird, durchaus beugsam, und eben so geschickt, um etwas *im Großen* zu fassen oder zu fühlen, als *im Kleinen.*

Alle diese Verrichtungen geschehen vermittelst dieses Anhangs, der in Gestalt eines Fingers am obern Theil des Randes sitzt, welcher das Ende der Schnauze umgiebt, und in der Mitte in Gestalt einer Tasse eine Höhlung bildet, in deren Grund sich zwey gemeinschaftliche Gänge befinden, die zum Athemholen und zum Riechen dienen. Der Elephant hat also die Nase in der Hand, und es steht ihm frey, die Kräfte seiner Lunge zu der Bewegung seiner Finger hinzuzuthun, durch ein

starkes

starkes Saugen die Flüßigkeiten herauszuziehen, oder feste und sehr schwere Körper aufzuheben, indem er das Ende seiner Schnauze an ihre Oberfläche bringt, und solche durch ein starkes Ansichziehen der Luft in solche einschließt. Von allen Werkzeugen, mit welchen die Natur ihre geliebten Kreaturen so freygebig versehen hat, ist diese Schnauze vielleicht das Vollkommenste und Verwunderungswürdigste.

Sieben und dreyßigster Abschnitt.

Der Rhinocerus.

Nach dem Elephanten ist der **Rhinocerus** das stärkste unter allen vierfüßigen Thieren; wenn er viel kleiner scheint, so kömmt es daher, daß seine Füsse nach Proportion auch viel kürzer sind, als beym Elephanten. Aber er ist von diesem durch seine natürlichen Fähigkeiten und Verstandeskräfte sehr verschieden, indem er von der Natur nichts weiter erhalten hat, als was sie gewöhnlich allen vierfüßigen Thieren verleiht. Er ist aller Empfindlichkeit der Haut beraubt, hat keine Hände und distinkte Organe für den Sinn des Gefühls, und hat anstatt der Schnauze nur bewegliche Lippen, in welcher all seine Werkzeuge der Geschicklichkeit bestehen.

Sein Vorzug vor andern Thieren besteht in der Stärke, Größe, und in seinem Vertheidigungswerkzeug, das er auf der Nase trägt, und welches

er nur allein besitzt. Dieses Werkzeug ist ein sehr hartes Horn, das nach seiner ganzen Länge fest, und noch vortheilhafter, als die Hörner der wiederkäuenden Thiere, placirt ist. Diese bewaffnen nur die obern Theile des Kopfes und den Hals, anstatt daß das Horn des Rhinocerus alle Vordertheile des Rüssels vertheidigt, und die Schnauze, das Maul und das Gesicht vor Beschädigung verwahrt, dergestalt, daß der Tiger lieber den Elephanten anfällt, dessen Schnauze er sich bemächtigt, als den Rhinocerus, den er nicht beym Kopf kriegen kann, ohne Gefahr zu laufen, durchstochen zu werden; denn der Leib und die Gliedmaßen sind mit einer undurchdringlichen Decke versehen, und dieses Thier fürchtet weder die Greife des Tigers, noch die Klaue des Löwens, noch das Eisen oder das Feuer des Jägers.

Seine Haut ist ein schwärzliches Leder, von der nämlichen Farbe, nur dicker und härter, wie die des Elephanten. Er empfindet nicht, wie dieser, den Stich der Fliegen. Er kann auch seine Haut nicht runzeln oder zusammenziehen; nur am Hals, Schultern und am Rücken ist sie in große Runzeln gefaltet, um dadurch die Bewegungen des Kopfes und der Beine zu erleichtern, als welche leztre sehr dick, unten sehr breit, und mit drey großen Nägeln versehen sind. Er hat nach Proportion einen längern Kopf, als der Elephant; aber er hat noch kleinere Augen wie dieser, und öffnet sie nie anders, als nur halb. Die obere Kinnlade steht

vor der untern hervor, und die Oberlippe ist beweglich, und kann sich bis auf sechs oder sieben Zoll verlängern. Ausserdem sitzt auf derselben ein spitziger Anhang, welcher diesem Thiere die Leichtigkeit verschaffet, die Kräuter besser als alle andere vierfüßigen Thiere pflücken zu können, und daraus beynahe auf die nämliche Art wie der Elephant mit seiner Schnauze thut, Büschelchens zu machen. Diese muskulöse und beugsame Lippe ist eine Art Hand oder unvollkommne Schnauze, der das Thier sich mit Stärke und Geschicklichkeit bedient.

Acht und dreyßigster Abschnitt.

Das Kameel.

Die Araber betrachten das Kameel als ein Geschenk des Himmels, und als ein geheiligtes Thier, ohne dessen Beystand sie weder bestehen, noch handeln noch reisen könnten. Die Milch der Kameele ist ihre gewöhnliche Nahrung. Sie genießen auch ihr Fleisch, besonders von jungen Kameelen, das sie sehr gut finden. Das Haar derselben, welches fein und weich ist, und welches sich alle Jahre durch eine vollkommene Mause erneuert, dient ihnen, um daraus verschiedne Zeuge zu machen, womit sie sich bekleiden und meubliren.

Bey ihren Kameelen mangelt ihnen nicht nur allein nichts, sondern sie fürchten auch sogar nichts. Sie können sich mit denselben in einem Tage funfzig Meilen weit von ihren Feinden entfernen; und alle

alle Armeen der Welt würden im Gefolge der Araber umkommen. Daher sind sie auch nur so viel unterwürfig, als es ihnen gefällt. Man stelle sich ein Land ohne Grün und ohne Wasser vor; mit einer brennenden Hitze, einer immer trocknen Witterung, mit sandigten Ebenen und noch unfruchtbarern Gebirgen, über welche sich der Blick verliert, ohne solche nur auf einen einzigen lebenden Gegenstand heften zu können; ein todtes, und so zu sagen durch die Winde ausgemergeltes Land, in welchem man nichts als Gebeine, zerstreute Kiesel, und spitzige oder eingestürzte Felsen antrifft; eine gänzlich offene Wüste, wo nie ein Reisender im Schatten ausgeruht hat, wo er keine Gesellschaft findet, und wo ihn nichts an die lebende Natur erinnert; eine gänzliche und tausendmal schrecklichere Einsamkeit, als die der Wälder; denn die Bäume sind für denjenigen noch Wesen, der sich in diesen wüsten und leeren Gegenden noch verlassener sieht, und sich für noch mehr verlohren hält, und jeden Ort für sein Grab betrachtet. Der Schimmer des Tages, trauriger als der Schatten der Nacht, erscheint nur, um seine Blöße und seine Unmacht aufzudecken, und ihm die Schrecknisse seiner Lage vorzustellen, indem er ihm die Gränzen dieser Leere zeigt, und rings um ihn her die Unermeßlichkeit verbreitet, die ihn von der bewohnten Welt trennt; ein Raum, den man vergebens zu durchwandern versuchen würde; denn der Hunger, Durst und die brennende Hitze beschleinigen die Augenblicke, die

ihm zwischen der Verzweifelung und dem Tod noch übrig sind.

Inzwischen hat doch der Araber, mit Hülfe des Kameels, einige Wasserpfützen der Natur zu entdecken und sich solche zuzueignen gewußt, die ihm zu einer Freystädte dienen, seine Ruhe sichern, und ihn in seiner Unabhängigkeit erhalten. Aber was können die Menschen wohl ohne Mißbrauch nützen. Dieser nämliche freye, unabhängige, ruhige und sogar reiche Araber, anstatt diese Wüsten, als die Gränzmauern seiner Freyheit, in Ehren zu halten, befleckt sie vielmehr mit seinen Lastern. Er durchstreift sie, um bey seinen Nachbaren Sklaven und Gold zu rauben; und bedient sich derselben, um seine Plündereyen auszuüben, deren er unglücklicher Weise noch mehr genießt, als seiner Freyheit; denn seine Unternehmungen fallen beynahe immer glücklich aus; und ungeachtet des Mißtrauens seiner Nachbarn, und ihrer Uebermacht, entwischt er ihren Nachstellungen, und entführt ungestraft alles, was er ihnen geraubt hat.

Ein Araber, welcher sich zu diesem Metier eines Landräubers bestimmt hat, härtet sich sehr zeitlich zu den Beschwerlichkeiten der Reisen ab; und er bemühet sich, sich des Schlafes zu enthalten, und Hunger, Durst und Hitze leiden zu können. Zugleich richtet er auch seine Kameele dazu ab, und erzieht und exercirt sie zur nämlichen Absicht. Wenige Tage nach ihrer Geburt bindet er ihnen die Füße unter dem Bauch zusammen, zwingt sie auf

der

der Erde zu liegen, und legt ihnen in dieser Stellung eine sehr starke Last auf, welche er sie zu tragen gewöhnt, und ihnen nur abnimmt, um sie mit einer noch größern zu beladen. Anstatt sie zu jeder Stunde weiden, und nach Durst trinken zu lassen, ordnet er vielmehr ihre Mahlzeiten zu gewissen Stunden an, und nach und nach rückt er solche weit aus einander, indem er zugleich die Menge ihrer Nahrung vermindert.

Sobald sie ein wenig stärker sind, übt er sie im Laufen; fordert sie durch das Beyspiel der Pferde dazu auf, und kömmt damit so weit, sie eben so behend und viel robuster zu machen. Wenn er endlich von ihrer Stärke, Behendigkeit und Nüchternheit versichert ist, so belastet er sie mit dem was zu seinem und ihrem Unterhalt nöthig ist; reist mit ihnen ab, und langt an den Gränzen der Wüste, ohne wahrgenommen zu werden, an; überfällt die, so ihm begegnen, plündert die zerstreuten Wohnungen, und beladet seine Kameele mit der Beute; und wenn er verfolgt ist, und sich eilends zurückzuziehen genöthigt wird, so entwickeln sich sowohl seine, als auch die Geschicklichkeiten seiner Kameele. Er flieht alsdenn auf das behendeste, leitet so die ganze Truppe, läßt sie Tag und Nacht gehen, ohne fast nur einmal auszuruhen oder zu fressen und zu trinken, macht leicht drey hundert Meilen in acht Tagen mit ihnen; und während dieser ganzen fatiguanten Zeit über läßt er seine Kameele belastet, und läßt ihnen jeden Tag

nur

nur eine Stunde Ruhe und ein Stück Zwieback. Oft laufen sie neun oder zehen Tage so, ohne Wasser zu finden. Sie enthalten sich zwar vom Trinken lange, aber wenn sich nicht weit von ihrem Wege eine Pfütze findet, so wittern sie das Wasser auf mehr als eine halbe Meile; der Durst, welcher sie drückt, macht sie ihre Schritte verdoppeln, und sie trinken in einem einzigen male sowohl für die ganze verflossene als künftige Zeit; denn oft dauern ihre Reisen mehrere Wochen, und ihre Enthaltungszeit währt eben so lang, wie ihre Reisen a).

Wenn man alle Eigenschaften des Kameeles, und alle Vortheile, welche man davon zieht, unter einen Gesichtspunkt vereinigt, so kann man nicht umhin, es für das nützlichste und kostbarste aller Geschöpfe zu erkennen, die dem Menschen unterworfen sind. Nicht Gold und Seide ist der wahre Reichthum des Orients; sondern das Kameel ist der wahre Schatz. Es ist mehr werth, als der Elephant, denn es arbeitet so zu sagen, eben so viel, und kostet vielleicht zwanzigmal weniger; und ausserdem, so ist das ganze Geschlecht dem Menschen unter-

a) Die Leichtigkeit mit welcher sie sich so lange Zeit vom Trunk enthalten können, ist nicht bloß Gewohnheit; sondern vielmehr eine Folge ihrer körperlichen Beschaffenheit. Denn sie haben einen fünften Magen, der ihnen zu einem Behältniß dient, um darinn Wasser aufzubehalten, welches sie bloß durch einen Druck der Muskeln in den Wanst bringen können.

unterworfen, der es fortpflanzt und vermehrt, so sehr als es ihm gefällt; anstatt, daß er des Elephantens nicht genießen kann, und dessen Geschlecht nicht vermehren kann; und deren Individua man eines nach dem andern überwinden muß.

Das Kameel ist nicht nur allein so viel werth, als der Elephant, sondern es ist vielleicht auch eben so viel werth, als das Pferd, der Esel, der Ochs, und als alle zusammen. Es trägt allein so viel, als zwey Maulthiere, es frißt so wenig wie der Esel, und nährt sich von eben so groben Kräutern. Das Weiblein giebt längere Zeit Milch, als die Kuh; und das Fleisch von jungen Kameelen ist so gut und so gesund wie Kalbfleisch. Ihr Haar ist schöner und wird mehr gesucht, als Wolle, und es ist nichts an ihnen, sogar bis auf ihren Koth, was nicht nützlich wäre; denn der Salmiak wird mit ihrem Urin gemacht; und ihr getrockneter und kleingemachter Mist dient zur Streue. Man macht auch davon getrocknete Klumpen, die eine eben so schöne und beynah eben so lebhafte Flamme geben, wie das dürre Holz.

Neun und dreyßigster Abschnitt.

Die Bienen.

Unsre Beobachter bewundern die Werke, die Einsicht und Fähigkeiten der Bienen; sie haben, sagen sie, ein besonders Genie, und eine Kunst, die sie nur allein besitzen, nämlich die Kunst, sich

wohl zu regieren. Aber man muß gut zu beobachten wissen, um dieses wahrzunehmen. Jeder Bienenkorb ist eine Republik, worinn jedes Mitglied nur für das Ganze arbeitet, und wo alles mit einer verwunderungswürdigen Vorsichtigkeit, Billigkeit und Weisheit angeordnet und vertheilt ist. Selbst Athen wurde nicht besser geleitet und besser policirt. Je mehr man den Bienenkorb betrachtet, desto mehr Wunder entdeckt man, als: einen unveränderlichen und sich immer gleichen Regierungsplan, einen tiefen Respect für das befehlshabende Haupt, eine besondere Achtsamkeit für seinen Dienst, die sorgfältigste Aufmerksamkeit für sein Vergnügen, eine standhafte Vaterlandsliebe, einen unüberwindlichen und unersättlichen Trieb zur Arbeit, dem nichts gleicht, die größte Uneigennützigkeit, vereinbart mit der größten Oekonomie, die feinste Geometrie verbunden mit der schönsten Baukunst ꝛc. Ja, ich würde nicht fertig werden, wenn ich auch nur allein die Annalen dieser Republik durchgehen, und aus der Geschichte dieser Insekten all jene Züge ausziehen wollte, die die Bewunderung ihrer Geschichtschreiber auf sich gezogen haben.

Doch, entfernt von allem Enthusiasmus, den man für seinen Gegenstand hat, so bewundert man immer um so viel mehr, je mehr man beobachtet und je weniger man vernünftelt; und in der That, giebt es wohl etwas unverdienters, als diese Bewunderung der Bienen, und als diese moralischen

Absichten, die man ihnen zuschreiben will, dieser Liebe für das allgemeine Beste, die man ihnen beylegt, und dieses sonderbaren Instincts, der mit der feinsten Geometrie wetteifert?

Ich klage hier nicht die Neugierde an, sondern nur die Raisonnements und Exclamationen. Man beobachte immer mit Aufmerksamkeit ihre Verrichtungen, folge immer mit Sorgfalt ihren Unternehmungen und Arbeiten, beschreibe ihre Generation, Vermehrung und Verwandlungen, genau ꝛc. Alle diese Gegenstände können die müßigen Stunden eines Naturalisten beschäftigen; nur die Moral und Theologie dieser Insekten ist es, die ich nicht predigen hören kann; diese Wunder, die die Naturforscher bey denselben wollen gefunden haben, und von welchen sie nicht aufhören können zu sagen, daß man sie (gleich als wären sie in der That da) untersuchen müsse; und endlich *diese* Einsicht, Vorsichtigkeit, und sogar die Kenntniß des Zukünftigen, die man ihnen mit so viel Gefälligkeit zugesteht, sind es, die ich mich bemühen werde, auf ihren wahren Werth zurückzuführen.

Die einzelnen Fliegen (mouches solitaires) haben, nach dem Geständniß dieser Naturforscher, in Vergleichung andrer, die zusammen leben, gar keinen Verstand; diejenigen, welche nur eine kleine Truppe ausmachen, haben weniger als die, so sich in großer Anzahl zusammenthun, und die Bienen, welche unter allen vielleicht diejenigen sind, die die zahlreichste Gesellschaft ausmachen, sind auch die,

so am meisten Genie haben. Aber, ist nicht schon dies allein genug, um glauben zu machen, daß dieser scheinbare Verstand oder Genie, bloß ein mechanisches Resultat sey, eine Vergleichung der proportionirten Bewegung mit der Zahl, eine Zusammenordnung, die nur existirt, weil sie von mehreren tausend Individuis abhängt? Weiß man nicht, daß uns jede Zusammenstellung, sogar jede Unordnung, wenn sie nur beständig ist, eine Harmonie scheint, sobald wir ihre Ursache nicht wissen; und daß, da die Menschen lieber bewundern, als untersuchen, von der Voraussetzung dieses Anscheins zur Behauptung der Wirklichkeit, nur ein Schritt sey?

Man wird also eingestehen, daß, wenn man die Fliegen einzeln betrachtet, sie weniger Genie besitzen, als der Hund, Affe und der größte Theil der Thiere; und man wird ferner eingestehen, daß sie weniger Gelehrigkeit, weniger Attachement, weniger Empfindung, und, mit einem Worte, weniger Eigenschaften haben die sich auf die unsrigen beziehen. Wenn man dieses eingesteht, so muß man auch zugeben, daß ihre scheinbare Fähigkeit und Einsichten nur von der vereinigten Menge herrühren; denn es geschieht nicht aus moralischen Absichten, daß sie sich vereinigen, sondern sie finden sich ohne Uebereinstimmung beysammen. Folglich ist diese Gesellschaft bloß eine physische Vereinigung, die von der Natur bestimmt ist, und ohne alle Absicht, alle Kenntniß und alle Ueberlegung geschieht.

Ist die Natur nicht schon an sich selbst des Erstaunens werth genug, ohne uns noch selbst dadurch berücken zu müssen, daß wir Wunder anstaunen, die gar nicht da sind, und die wir nur zu finden glauben? Ist der Schöpfer nicht schon durch seine Werke groß genug, und glauben wir ihn durch unsere Dummheit größer zu machen? Dies würde vielmehr, wenn es möglich wäre, ihn erniedrigen heißen. Welcher hat in der That die größte Idee von dem obersten Wesen? — Derjenige, der ihn das Universum erschaffen, die Existenzen anordnen, und die Natur auf unveränderliche und unaufhörliche Gesetze gründen sieht; oder derjenige, der ihn hier sucht, und aufmerksam finden will, eine Fliegenrepublik zu leiten, und sehr mit der Art beschäfftigt, wie sich die Flügel eines Käfers entfalten sollen?

Es giebt unter gewissen Thieren eine Art von Gesellschaft, welche von der Wahl derjenigen abzuhängen scheint, aus denen sie besteht, und welche sich folglich viel mehr einer bestimmten Absicht und Einsicht zu nähern scheint, als die Gesellschaft der Bienen, die keinen andern Grund hat, als die physische Nothwendigkeit. Die Elephanten, Biber, Affen und verschiedene andre Thiergattungen, suchen sich auf, versammeln sich, gehen Truppweise, helfen, vertheidigen, avertiren sich, und unterwerfen sich einem gemeinschaftlichen Gang. Wenn wir diese Gesellschaften nicht so oft störten, und eben so leicht beobachten könnten, wie die Fliegen,

gen, würden wir ohne Zweifel bey ihnen ganz andre Wunder wahrnehmen, die doch nichts anders, als physische Zusammenflüsse seyn würden.

Und soll ich noch ein Wort sagen? Diese Bienenzellen, diese so sehr gerühmten und bewunderten Hexagonen sind mir gegen den Enthusiasmus und die Bewunderung eine Probe mehr. Diese Gestalt, so ganz geometrisch und so ganz regelmäßig sie uns auch scheint, und in der Spekulation in der That auch ist, ist hier nichts weiter, als ein mechanisches und sehr unvollkommenes Resultat, welches man oft in der Natur antrifft, und sogar in ihren rohesten Produkten bemerkt. Die Kristalle, verschiedene andere Steine, einige Salze ꝛc. nehmen bey ihrer Entstehung beständig diese Figur an. Man betrachte nur die kleinen Schuppen an der Haut einer Roussette, und man wird sehen, daß es Hexagonen sind, weil eine Schuppe der andern, da sie zugleich wachsen, Hinderniß verursacht, und in einem gegebnen Raum den meisten Platz einzunehmen strebt, der möglich ist. Diese nämliche Figur bemerkt man auch in dem zweyten Magen der wiederkäuenden Thiere; man findet sie in Körnern, ihren Hülsen, an gewissen Blumen ꝛc.

Da nun aber auch jede Biene den größtmöglichsten Platz auf einem gegebnen Raum einzunehmen sucht, so folgt daraus nothwendiger Weise, weil der Körper der Bienen cylindrisch ist, daß

 ihre

ihre Zellen, durch die nämliche Ursache der wechselsweisen Hindernisse, diese Gestalt erhalten.

Man schreibt derjenigen Art Fliegen mehr Einsicht zu, deren Werke die regelmäßigsten sind. Die Bienen sind, sagt man, ingenieuser, als die Wespen und Hornissen ꝛc. die ebenfalls die Architektur verstehen, deren Gebäude aber gröber und unregelmäßiger sind, als die der Bienen. Man will es entweder nicht sehen, oder man stellt es sich nicht vor, daß diese mehrere oder mindere Regelmäßigkeit, bloß nur von der Anzahl und Figur, und keinesweges von der Einsicht dieser kleinen Thiere abhange. Je zahlreicher sie sind, je mehr Kräfte giebt es, die gleich wirken, und sich einander entgegen setzen; und desto mehr mechanischer Zwang, forcirte Regelmäßigkeit, und anscheinende Vollkommenheit giebt es folglich auch in ihren Erzeugungen. Und endlich, beweist dieser Ueberfluß von Wachs und Honig in den Bienenstöcken wohl die Einsicht der Bienen? Ohne Zweifel, nein; denn hätten sie Verstandeskräfte, so würden sie diese leiten, ungefehr nur so viel davon zu sammeln, als sie nöthig haben, und sich die Mühe des Ueberflusses ersparen, besonders bey der traurigen Erfahrung, daß diese Arbeit gänzlich verloren ist, daß man ihnen alles raubt, was sie zu viel haben; daß dieser Ueberfluß die einzige Ursache des Krieges ist, den man ihnen ankündigt, und die Quelle aller Trübsal und Unruhe ihrer Gesellschaft sey.

Daß sie nur aus blindem Trieb arbeiten ist so wahr, daß man sie so zu sagen zwingen kann, so viel zu arbeiten als man will. So lang es auf dem Felde, das sie bewohnen, Blumen giebt, die ihnen tauglich sind, hören sie nicht auf, aus denselben das Wachs und den Honig zu ziehen. Sie hören nur auf zu arbeiten, und endigen ihre Erndte, wenn sie nichts mehr zu sammeln finden. Man hat versucht, sie zu transportiren, und gleichsam in andre Ländereyen reisen zu lassen, wo es noch Blumen giebt. Alsdenn fangen sie ihre Arbeit von neuem an, und fahren fort zu sammeln und ihre Schätze zu häufen, bis die Blumen dieser neuen Gegend ebenfalls erschöpft oder verblüht sind; und wenn man sie nochmal in eine andre bringt, die noch blüht, so fahren sie wieder fort zu sammeln und zu erndten. Dies ist also keine Folge ihrer Verstandeskräfte, sondern es sind Wirkungen ihrer Dummheit, von welcher wir profitiren.

Vierzigster Abschnitt.

Erste Betrachtung über die Natur.

Die Natur ist das System der Gesetze, welches der Schöpfer zur Existenz der Dinge und zur Entstehung der Wesen festgesetzt hat. Die Natur ist kein Ding, denn dieses Ding würde alles seyn; die Natur ist auch kein Wesen, denn dieses Wesen würde Gott seyn. Aber man kann sie als eine lebendige und unermeßliche Macht be-

trachten, welche alles umfaßt, alles belebt, und die, der Macht des obersten Wesens untergeordnet, nur auf sein Gebot zu wirken anfieng, und noch itzt nicht anders, als nur nach seinem Umriß und mit seiner Zugebung wirkt.

Diese Macht allein ist derjenige Theil der Macht Gottes, die sich offenbaret; sie ist zu gleicher Zeit die Ursache und die Wirkung, der Modus und die Substanz, die Zeichnung und das Werk.

Die Natur ist, sehr verschieden von der Kunst der Menschen, deren Produkte nur todte Werke sind, schon an sich selbst ein unaufhörliches lebendes Werk, ein immer thätiger Arbeiter, der alles anzuwenden weiß, und der, indem er nach seinem Kopfe arbeitet, immer den nämlichen Fond hat, und, weit entfernt ihn zu erschöpfen, denselben vielmehr unerschöpflich macht.

Zeit, Raum und Materie sind ihre Mittel, das Universum ihr Gegenstand, Bewegung und Leben aber ihr Zweck.

Die Wirkungen dieser Macht sind alle Erscheinungen in der Welt; und die Triebfedern, die sie dabey in Bewegung setzt, sind lebhafte Kräfte, die Raum und Zeit nur messen und bestimmen können, ohne sie jemals zu zerstören; Kräfte, die einander aufwiegen, sich verwirren und einander entgegen setzen, ohne sich vernichten zu können. Die einen durchdringen und entführen die Körper, die andern

andern erhitzen und beleben sie. Attraction und Impulsion sind die zwey vorzüglichsten Werkzeuge, mit welchen diese Macht auf die rohen Körper wirkt; die Wärme und die kleinen lebendigen organischen **Körperchen** (molécules organiques) aber sind die wirksamen Principien, deren sie sich zur Entstehung und Entwickelung der organisirten Wesen bedient.

Die Gränzen ihrer Macht.

Was kann die Natur mit solchen Mitteln nicht ausrichten! — Alles könnte sie, wenn sie auch vernichten und erschaffen könnte. Aber diese zwey Extremen von Macht hat sich Gott vorbehalten; vernichten und erschaffen sind die Attribute der Allmacht; verändern, umwandeln, zerstören, entwickeln, erneuern, ausziehen, sind die einzigen Rechte, die er ihr abtreten wollte.

Als Minister ihrer unwiderruflichen Verordnungen, und als Depositarius ihrer unveränderlichen Befehle, entfernt sich die Natur nie von den Gesetzen, die ihr vorgeschrieben worden; sie verändert nichts an den Planen, die ihr vorgezeichnet wurden, und in all ihren Werken zeigt sie das Siegel des Ewigen.

Dieser göttliche Ausdruck, dieses unveränderliche Exemplar der Existenzen ist das Model, nach welchem sie arbeitet; ein Model, an welchem alle Züge mit unauslöschlichen und auf immer gültigen

Characteren ausgedrückt sind; ein immer neues Model, welches von der Zahl der Abdrücke und Kopien, so unendlich sie auch seyn mag, nur erneuert wird.

Alles ist also geschaffen worden, und noch hat sich nichts vernichtet. Die Natur hält immer zwischen diesen zwo Gränzen das Gleichgewicht, ohne sich jemals weder der einen noch der andern zu nähern. Wir wollen uns bemühen, sie auf einigen Standpunkten dieses unermeßlichen Raums, den sie seit so vielen Jahrhunderten erfüllt und durchläuft, zu überraschen.

Aber welche Gegenstände! Ein unermeßlicher Klumpen Materie, der nichts als eine unnütze und erschreckliche Masse seyn würde, wenn er nicht in Theile geschieden, und durch tausendmal unermeßlichere Räume abgesondert worden wäre; aber tausende der lichtvollen in unbegreiflicher Entfernung von einander abstehenden Kugeln, sind die Grundpfeiler, die dem Gebäude dieser Welt zum Fundamente dienen; Millionen finsterer Kugeln laufen um die ersteren, und machen zusammen die Ordnung und die bewegliche Architektur des Ganzen aus. Zwo primitive Kräfte wirken auf diese großen Massen, drehen, treiben und beleben sie. Eine jede wirkt in jedem Augenblick, und beyde, indem sie ihre Stärke vereinigen, bezeichnen die Zonen der himmlischen Sphären, errichten in der Mitte der Leere bestimmte Oerter und abgezeichnete Bahnen; und nur aus dem Schooße der Bewegung

gung selbst entsteht das Gleichgewicht der Welten und die Ruhe des Universums.

Die erste dieser Kräften ist gleichmäßig vertheilt; die zwote aber ist nach einem ungleichen Maaße ausgegeben worden. Jedes Atom der Materie besitzt die nämliche Menge Attractionskraft; jede Kugel (Globe) aber hat eine verschiedene Menge Impulsionskraft. Eben so ist es auch mit den Fix- und Irrsternen. Es giebt Globi, die nur zum Anziehen, andre zum Zurückstossen, und wieder andere, um zurückgestossen zu werden, gemacht zu seyn scheinen; Sphären, die im gleichen Sinne, eine gemeinschaftliche Impulsion erhalten haben, und andere, die eine besondere Impulsion besitzen; abgesonderte Gestirne; andere mit Trabanten; lichte und finstere Körper; Planeten, deren verschiedene Theile nur nach und nach ein erborgtes Licht erhalten; Kometen, die sich in der Dunkelheit der Tiefen des Raums verlieren und nach Jahrhunderten wiederkommen, um sich mit neuem Feuer zu zeigen; Sonnen, die erscheinen, verschwinden, und sich wechselsweise anzuzünden und auszulöschen scheinen, und andere, die sich nur einmal zeigen, und sich dann auf immer verlieren.

Der Himmel ist das Land der großen Begebenheiten, aber kaum kann solche das menschliche Auge fassen. Eine Sonne, die vergeht, und die Katastrophe einer Welt oder des Systems von Welten verursacht, hat in unsern Augen keine andere Wirkung, als ein Irrlicht, das schimmert und verlöscht.

Der

Der Mensch, an das irrdische Atom, auf dem er vegetirt, geheftet, sieht dieses Atom für eine Welt, und Welten für Atomen an.

Denn diese Erde, die er bewohnt, und unter andern Welten kaum erkennbar, und für entfernte Sphären ganz und gar unsichtbar ist, ist eine Million mal kleiner, als die Sonne, von welcher sie erleuchtet wird, und eine Million mal kleiner, als andere Planeten, die wie sie, der Macht dieses Himmelskörpers untergeordnet, und genöthigt sind, um denselben ihren Lauf zu nehmen. Der Saturnus, Jupiter, Mars, die Erde, Venus, Merkur und die Sonne nehmen den kleinen Theil des Himmels ein, den wir unser Universum nennen. Alle diese Planeten mit ihren Trabanten, die durch eine plötzliche Bewegung nach einer Absicht und beynah nach einem Plane gelenkt worden, machen ein Rad von einem ausserordentlichen Durchmesser aus, dessen Achse die ganze Last trägt, und das, indem es sich selbst mit Geschwindigkeit herumdrehte, erhitzen, entzünden, und Wärme und Licht bis an die äussersten Enden seines Umfangs bringen mußte.

So lang, als diese Bewegung dauern wird, (und sie wird ewig seyn, es sey denn, daß der erste Beweger sich derselben widersetzt, und eben so viel Kraft anwendet um sie zu zerstören, als nöthig war, sie zu erschaffen) wird die Sonne schimmern, und mit ihrem Glanz alle Sphären der Welt erfüllen; und gleichwie sich in einem Systeme, wo sich

alles

alles anzieht, nichts verlieren, noch ohne Zurückkehr entfernen kann, und da die Menge der Materie immer dieselbe bleiben wird, so wird sich diese fruchtbare Quelle von Licht und Leben nie erschöpfen noch vertrocknen; denn die übrigen Sonnen, die auch unaufhörlich Feuer ausströmen, geben unserer Sonne eben so viel Licht wieder, als sie von derselben empfangen.

Die Kometen, die in viel größerer Anzahl als die Planeten vorhanden sind, und eben so, wie diese, von der Macht der Sonne abhängen, drücken ebenfalls auf diesen gemeinschaftlichen Feuerheerd, vermehren seine Last, und tragen mit ihrem ganzen Gewichte zu seinem Brande bey. Sie machen einen Theil unsers Universums aus, weil sie, wie die Planeten, der Attraction der Sonne unterworfen sind; doch haben sie unter sich keine Gemeinschaft, noch in ihren Impulsionsbewegungen mit den Planeten. Sie laufen jeder nach einem verschiednen Plan, und beschreiben einen mehr oder weniger ablangen Kreis, und dieses zwar in so verschiednen Zeiträumen, daß die einen verschiedene Jahre, andere aber einige Jahrhunderte ausbleiben. Die Sonne, die um ihre eigene Achse läuft, übrigens in der Mitte des Ganzen unbeweglich bleibt, dient allen diesen Theilen der Weltmaschine als eine Flamme, Feuerheerd und Thürangel. Die Ursache aber, daß sie unbeweglich bleibt, und die andern Globos regiert, ist ihre Größe; und gleichwie die Kraft, die ihr gegeben wurde der Masse angemessen seyn muß, als welche ohne Vergleich

größer

größer ist, als jeder Komet, und welche tausendmal mehr Materie enthält, als der größeste Planet, so können sie solche weder verrücken, noch sich ihrer Gewalt entziehen, als welche, da sie sich in unermeßliche Gränzen ausbreitet, alle erhält, und sich am Ende einer gewissen Zeit diejenigen wieder zurückführt, die sich am weitesten entfernt haben; und einige nähern sich bey ihrer Rückkehr derselben so sehr, daß sie, nachdem sie sich durch Jahrhunderte abgekühlt haben, eine unbegreifliche Hitze erfahren.

Durch diese Abwechselungen der äussersten Hitze und Kälte sind sie eben so sehr besonderen Veränderungen unterworfen, als durch die Ungleichheit ihrer Bewegung, welche bald ausserordentlich geschwind und bald unendlich schwach ist; und sie sind, so zu sagen, in Vergleichung der Planeten, Welten in Unordnung, die, da ihre Kreisläufte regelmäßiger, ihre Bewegungen gleicher sind, und ihre Temperatur immer dieselbe bleibt, Ruheörter zu seyn scheinen, wo, da alles beständig ist, die Natur einen Plan einrichten, gleichförmig wirken, und sich nach und nach in ihrer ganzen Ausdehnung entwickeln kann.

Unter diesen Weltkugeln, die wir aus den Irrsternen genennet haben, scheint doch die, so wir bewohnen mit besondern Vorrechten begabt zu seyn; sie ist nicht so kalt und nicht so sehr von der Sonne entfernt, als Saturn, Jupiter und Mars, aber auch nicht so heiß, wie Venus und Merkur, die dem Lichtkörper allzu nahe zu seyn scheinen.

Aber

Aber mit welcher Herrlichkeit zeigt sich die Natur nicht auch auf der Erde? — Ein reines Licht, das sich von Morgen bis Abend verbreitet, vergüldet nach und nach die Halbkugeln unsers Erdenrundes; ein durchsichtiges und leichtes Element umgiebt es; eine sanfte und fruchtbare Wärme belebt und entwickelt die Keime des Lebens; wirksame und gesunde Wässer dienen zu deren Erhaltung und Wachsthum; die auf der Erde befindlichen Berge und Hügel empfangen die Dünste der Luft, und machen diese Quellen immer neu und unaustrockbar; und unermeßliche Tiefen, die solche aufzufangen gemacht sind, theilen das feste Land.

Die Oberfläche der Meere ist eben so groß, wie die des festen Landes; und ersteres ist kein kaltes und unfruchtbares Element, sondern ein neues eben so reiches und eben so bevölkertes Reich, wie dieses. Der Finger Gottes aber hat beyden Gränzen gezeichnet; und wenn das Meer im Occident etwas vom festen Lande gewinnt, so verliert es dagegen im Orient. Diese unermeßliche Masse Wasser, die an sich selbst unthätig ist, folgt den Eindrücken himmlischer Wirkungen, balancirt zwischen den regelmäßigen Oscillationen der Ebbe und Fluth, erhebt und erniedrigt sich mit dem Monde, erhebt sich noch mehr, wenn es mit der Sonne concurrirt, und wenn beyde, da sie ihre Kräfte zur Zeit der Nachtgleichen vereinigen, die großen Fluthen verursachen. Unser Zusammenhang mit dem Himmel kann auf keine bessere, als diese Art, bemerkt werden.

Von

Von diesen beständigen und allgemeinen Bewegungen hängen veränderliche und besondere ab; ferner Veränderungen der Erde, und Zusammenhäufungen, welche im Grunde der Wässer Erhöhungen vorstellen, die denjenigen ähnlich sind, die wir auf der Oberfläche der Erde sehen; und welche mit Flüssen versehen sind, die, nachdem sie der Richtung dieser Gebirgsketten folgen, derselben eine Gestalt geben, deren Winkel mit einander correspondiren und sich endlich in die Tiefen ergiessen, in der That, so wie die Wässer auf der Erde fliessen, und also Flüsse des Meeres sind.

Die Luft, die noch leichter und flüßiger als das Wasser ist, gehorcht also auch einer größern Anzahl von Mächten. Die entfernte Wirkung der Sonne und des Mondes; die unmittelbare Wirkung des Meeres, der Wärme, die sie verdünnet, und der Kälte, die sie verdichtet, verursachen unaufhörliche Bewegungen in derselben.

Die Winde sind gleichsam ihre Flüsse; sie stossen und sammeln die Wolken, verursachen die Lufterscheinungen, und bringen auf die trockne Oberfläche des festen Landes die feuchten Ausdünstungen der Meeresfluthen. Sie bestimmen die Gewitter, und theilen fruchtbaren Regen und wohlthätigen Thau aus. Sie beunruhigen das Meer, wirken auf die bewegliche Oberfläche der Wässer, beschleunigen oder halten die Flüsse auf, machen solche umkehren, erheben die Fluthen, und verursachen die Stürme. Das gereizte Meer erhebt sich gen Himmel, und fällt brüllend zurück, um sich an unerschüt-

terlichen Dämmen zu brechen, welche es mit all seinen Kräften weder zerstören noch übersteigen kann.

Die Erde, über die Flächen des Meeres erhaben, ist die Schutzwehre seiner Ausbrüche. Ihre Oberfläche, mit dem Schmelz der Blumen und einem immer erneuerten Grün geziert, und mit tausend und abermal tausend verschiednen Thiergattungen besetzt, ist ein Ort der Ruhe und ein Aufenthalt der Freuden, wo der Mensch, bestimmt der Natur nachzuhelfen, allen Wesen vorstehet. Ihn allein hat Gott zur Betrachtung des Universums und zum Zeugen seiner Wunder erschaffen, und zum Erkennen fähig und zum Bewundern würdig gemacht. Der göttliche Funke, mit welchem er belebt ist, macht ihn zum Theilnehmer an den göttlichen Geheimnissen. Dieses Licht ist die Ursache, daß er denkt und urtheilt, und daß er in dem Buche der Welt, wie in einem Abdrucke der Gottheit sieht und liest.

Die Natur ist der äusserliche Thron der göttlichen Herrlichkeit; der Mensch aber, der sie betrachtet und studirt, erhebt sich dadurch stufenweise zum innerlichen Thron der Allmacht. Geschaffen, nur allein den Schöpfer anzubeten, befiehlt er über alle Geschöpfe; und als ein Vasal des Himmels, und als der König der Erde, veredelt, bevölkert und bereichert er sie; er erhält unter den lebenden Wesen Ordnung, Subordination und Eintracht; er verschönert selbst die Natur, und baut, erweitert und polirt sie; reutet auf derselben Disteln und Dornen aus und vermehrt Trauben und Rosen.

Ein Gemälde der wilden Natur.

Man betrachte diese wüsten Küsten und traurigen Gegenden, wo nie ein Mensch gewohnt hat, die auf all ihren Erhabenheiten mit dicken und schwarzen Wäldern überdeckt sind; die Bäume ohne Rinden und Gipfel, welche gekrümmt und zerbrochen von ihrem Stock fallen; andre in noch größerer Anzahl, die zu den Füssen der erstern liegen, um auf schon verfaulten Stücken ebenfalls zu verfaulen, und alle zum Aufblühen geschickte Keime ersticken und begraben. Die Natur, welche anderwärts überall durch ihre Jugend glänzt, scheint hier in der Erstarrung zu liegen; die Erde, durch die Last und die Trümmer ihrer Produktionen überlastet, stellt, anstatt eines blühenden Grüns, nichts als einen äusserst verwirrten Raum dar, der mit alten mit Schmarozerpflanzen versehenen Bäumen, mit Mooßen, Schwämmen und von der Verderbniß verunreinigten Früchten überstreut ist; die todten und aus Mangel der Ableitung stillstehenden Wässer in niedern Oertern; die sumpfigten Gegenden, welche, da sie weder flüßig noch fest sind, unzugänglich und sowohl den Einwohnern der Erde als des Wassers gleich unnütz sind; die Pfützen, die, mit sumpfigten und stinkenden Pflanzen bewachsen, nur giftige Insekten nähren und unreinen Thieren zum Aufenthalt dienen.

Zwischen diesen ansteckenden Morästen, die die niedrigen Gegenden einnehmen, und den abgestorbenen Wäldern, welche die Höhen bedecken, giebt

es Sandwüsten und Weiden, die mit unsern Wiesen gar keine Aehnlichkeit haben; schlechte Pflanzen überwachsen und ersticken allda die guten. Da ist diese schöne Flur nicht, die der Pflaum der Erde zu seyn scheint; nicht diese bemalten Felder, die ihre schimmernde Fruchtbarkeit verkündigen; sondern nur magere Pflanzen, dürre und dornichte Kräuter, die, unter einander geworfen, weniger an der Erde zu hängen scheinen, als an sich selbst, und die, einander nach und nach vertrocknend und zurückdrückend, einer starren und mehrere Fuß dicken Wolle ähnlich zu seyn scheinen. Der Mensch, genöthigt den Fußstapfen der wilden Thiere zu folgen, wenn er diese Wüsteneyen durchstreifen will; unaufhörlich genöthigt zu wachen, um zu vermeiden, daß er nicht ihre Beute wird, erschrocken über ihr Gebrüll, und selbst von der Stille dieser tiefen Einöden ergriffen, kehrt auf dem Wege um, und spricht: die wilde Natur ist schrecklich und sterbend; und nur ich bin es, der sie allein angenehm und lebend machen kann. — lasset uns diese Moräste austrocknen, diese todten Wässer beleben, indem wir sie fliessen machen; daraus Quellen und Kanäle formiren; dieses fressende und wirksame Element anwenden, das man uns verborgen hat, und welches wir uns selbst allein verdanken; lasset uns nämlich Feuer in diese überflüßige Borsten und in diese alten schon halb verzehrten Wälder legen; und lasset uns damit endigen, daß wir dasjenige mit dem Eisen verzehren, was das Feuer nicht verzehren kann. Alsobald werden wir statt des Schilfes und der Was-

serpflanzen, worinn die Kröte ihr Gift brütete, Ranunkeln, Klee und andere süße und heilsame Kräuter entstehen sehen; Heerden Thiere werden dieses einst unzugängliche Land betreten; sie werden allda einen überflüßigen Unterhalt, eine immer nachwachsende Weide finden; und sie werden sich vermehren, um sich noch mehr zu vermehren. Lasset uns diese neue Stützen gebrauchen, um unser Werk zu vollenden; der Ochs soll unter dem Joche alle seine Kräfte und das Gewicht seiner Masse anwenden, um das Land in Furchen zu ziehen, damit es sich durch die Kultur verjüngere; und eine neue Natur wird aus unsern Händen hervorgehen.

Ein Gemählde der schönen Natur.

Ach wie schön sie ist, diese kultivirte Natur! — wie sie durch die Sorgfalt des Menschen glänzend und majestätisch ausgeschmückt ist. Doch, er selbst macht davon die Hauptzierde aus; er ist das edelste Produkt derselben; und indem er sich vermehrt, vervielfältigt er zugleich den kostbarsten Keim, und die Natur selbst scheint sich mit ihm zu vermehren. Er bringt durch seine Kunst dasjenige an das Tageslicht, was sie in ihrem Schooße verschloß. — Was für unbekannte Schätze und neue Reichthümer! Vervollkommte und bis in's unendliche vermehrte Blumen, Früchte und Körner; die nützlichen aus fremden Gegenden versetzten, fortgepflanzten Thiere ohne Zahl vermehrt; die schädlichen Gattungen aber eingeschränkt und ausgerottet; das Gold und das noch nöthigere Eisen als das

Gold,

Gold, aus den Eingeweiden der Erde hervorgezogen; die Ströme aufgehalten; die Flüsse geleitet und eingeschlossen; sogar das Meer unterwürfig gemacht, ausgekundschaftet, und von einer Halbkugel bis zur andern umschifft; das veste Land überall zugänglich, und überall eben so lebend als fruchtbar gemacht; in den Thälern lachende Wiesen; in den Ebenen reiche Weiden oder noch reichere Erndten; die Hügel mit Weinbergen und Früchten beladen, und ihre Scheiteln mit nützlichen Bäumen und jungen Wäldern gekrönt; aus den Wüsten bewohnte Flecken gemacht, deren unzählbares Volk sich unaufhörlich verändert, und sich von einem Ende bis zum andern verbreitet; offene und fahrbare Strassen, allerwärts errichtete Kommunikationen, als so viel Zeugen der gesellschaftlichen Kraft und Vereinigung; und endlich tausend andre Denkmäler der Macht und Ehre beweisen genug, daß der Mensch, als Herr der Erde, solche verändert, und ihre Oberfläche ganz erneuert hat, und daß er zu jeder Zeit das Reich mit der Natur theilt.

Unterdessen herrscht er doch nur durch das Recht der Eroberung; er genießt vielmehr als er besitzt, und er erhält es nur durch immer neue Sorgfalt. Wenn diese aufhört, so schmachtet alles, alles verändert, alles verwandelt sich, und alles kehrt in die Hand der Natur zurück. Diese bedient sich wieder ihrer Rechte, verlöscht die Werke des Menschen, bedeckt seine prächtigsten Monumente mit Staub und Koth, zerstört sie mit der Zeit, und

läßt ihm nichts als die Bedauerniß zurück, daß er durch seine Schuld das verlohren hat, was seine Vorfahren durch ihre Arbeiten erworben haben.

Diese Zeiten, wo der Mensch seine Herrschaft verliert, diese Jahrhunderte der Barbaren, während welchen alles vergeht, werden immer durch Kriege vorbereitet, und kommen mit der Noth und Entvölkerung zugleich an. Der Mensch, der nur durch die Anzahl etwas vermag, und durch seine Vereinigung stark, und nur im Frieden glücklich ist, hat die Wuth, sich zu seinem Unglück zu bewaffnen, und für seinen Ruin zu streiten.

Durch den unersättlichen Geiz gereizt, und durch noch unersättlicheren Stolz geblendet, thut er auf die Empfindungen der Menschheit Verzicht, kehrt all seine Kräfte gegen sich selbst, sucht sich selbst zu zerstören, zerstört sich in der That; und, nach diesen blutigen Tagen, da der Rauch des Ehrgeizes sich zerstreut hat, sieht er mit einem traurigen Auge die Erde leer, die Künste begraben, die Nationen zerstreut, die Völker geschwächt, sein eigenes Glück ruinirt, und seine wahre Macht vernichtet.

Anrufung an den Urheber der Natur.

Großer Gott, dessen einzige Gegenwart die Natur erhält, und die Gesetze des Universums unterstützt; du, der du vom unbeweglichen Throne des Himmels unter deinen Füßen himmlische Sphären ohne Anstossen und ohne Verwirrung rollen siehest; du, der du aus dem Schooß der Ruhe bey jedem Augenblicke ihre unermeßlichen Bewegungen hervorbrin-

vorbringest, und in einem tiefen Frieden diese unendliche Anzahl der Himmeln und Welten zeichnest, gieb, ach gieb endlich der aufrührischen Erde die Ruhe! Möge sie in Stille dahin leben, und möchte doch bey deiner Stimme die Zwietracht und der Krieg aufhören, ihr stolzes Geschrey ertönen zu lassen! — Gott der Güte! Urheber aller Wesen, deine väterlichen Blicke umfassen alle Gegenstände der Schöpfung. Doch der Mensch ist dein auserwähltes Geschöpf; du hast seine Seele aus einem Stral deines unsterblichen Lichtes erleuchtet; häufe deine Wohlthaten gegen ihn noch dadurch, daß du sein Herz mit einem Zug deiner Liebe durchdringest. Diese göttliche Empfindung wird, sich allerwärts verbreitend, die feindlichen Naturen vereinigen; der Mensch wird nicht mehr den Anblick des Menschen fürchten, und das mörderische Eisen wird nicht mehr seine Hand bewaffnen; das fressende Feuer des Krieges wird nicht mehr die Quelle der Generationen vertrocknen; das menschliche Geschlecht, das itzt geschwächt, verstümmelt und schon in seiner Blüthe hingemäht wird, wird von neuem aufkeimen und sich ohne Zahl vermehren; die Natur, von diesen Geiseln gedrückt, unfruchtbar und verlassen, wird bald mit neuem Leben ihre alte Fruchtbarkeit wieder erhalten; und wir, o wohlthätiger Gott, wir werden sie unterstützen, pflegen und ohne Unterlaß beobachten, um dir bey jedem Augenblick einen neuen Tribut der Dankbarkeit und Anbetung zu bringen.

Ein und vierzigster Abschnitt.

Zwote Betrachtung über die Natur.

Ein Individuum, von welcher Gattung es auch sey, ist in dem ganzen Universo nichts; hundert, tausend Individua sind noch nichts. Die Gattungen sind die einzigen Wesen der Natur; Wesen, die fortdaurend und eben so alt und eben so bleibend sind, wie sie, und die wir, um besser davon zu urtheilen, hier nicht mehr als eine Collection, oder als eine Folge von ähnlichen Individuis betrachten, sondern als ein von der Zahl und Zeit unabhängiges Ganzes; als ein immer lebendes, immer dasselbe bleibendes Ganzes; als ein Ganzes, das in den Werken der Schöpfung für eins gerechnet wurde, und welches also in der Natur nur eine Einheit ausmacht.

Von allen diesen Einheiten nun ist das menschliche Geschlecht die erste; die übrigen, vom Elephanten bis zur Milbe: von der Ceder bis zum Isop, stehen auf der zwoten und dritten Linie; und obwohl durch Gestalt, Substanz und selbst durch das Leben, jede ihren Platz hat, durch sich selbst subsistirt, sich gegen andre vertheidiget, so stellen sie doch alle zusammen die lebende Natur vor, die sich erhält und erhalten wird, so wie sie sich bisher erhalten hat.

Ein Tag, ein Jahrhundert, ein Alter, alle die Portionen der Zeit machen keinen Theil ihrer Dauer aus; die Zeit an sich selbst hat nur auf die Individuen und auf diejenigen Wesen einen Bezug, deren

ren Existenz vorübergehend ist; aber die fortwährende Existenz der Gattungen, da sie beständig ist, macht ihre Dauer, und ihre Verschiedenheit die Anzahl aus.

Lasset uns also die Gattungen, wie wir gethan haben, hier aufzählen, und jeder ein gleiches Recht beym Tisch der Natur geben. Sie sind ihr alle gleich werth, weil sie jeder die Mittel gegeben hat, zu seyn, und eben so lang zu dauern, als sie.

Doch lasset uns mehr thun; lasset uns itzt die Gattung an die Stelle des Individui setzen. Wir haben gesehen, was das Schauspiel der Natur für den Menschen war; und nun wollen wir uns einbilden, was dasselbe für ein Wesen seyn würde, welches das ganze menschliche Geschlecht vorstellte?

Wenn wir an einem schönen Frühlingstag das Grün der Erde wiederkommen, die Blumen sich eröffnen, alle Keime aufgehen, die Bienen aufleben, die Schwalbe ankommen sehen; wenn wir die Nachtigall die Liebe singen hören, wenn der Widder Liebe hüpft und der Stier Liebe brüllt, wenn alle lebende Wesen sich aufsuchen und zusammen thun, um andre Wesen ihrer Art zu zeugen — so haben wir keine andre Idee, als die einer Reproduktion und eines neuen Lebens.

Wenn wir aber in der Kälte und Frost die Naturen gegen einander gleichgültig werden, und anstatt sich zu suchen, einander fliehen sehen, wenn die Bewohner der Luft unsern Himmelsstrich verlassen, und die des Wassers im Eise ihre Freyheit verlieren, alle Insekten verschwinden oder umkommen,

der größte Theil der Thiere erstarrt, und sich Schutzörter gräbt; wenn sich die Erde verhärtet, die Pflanzen vertrocknen, die geplünderten Bäume sich krümmen, und von der Last des Schnee und Eises niedergedrückt werden — dann zeigt alles die Idee von Schwachheit und Vernichtung.

Doch sind diese Ideen der Erneuerung und Zerstörung, oder vielmehr diese Bilder von Tod und Leben, so groß so allgemein sie uns auch scheinen, nur undividuel und ungemein. So beurtheilt die Natur der Mensch als ein Individuum; das Wesen aber, so wir an die Stelle der Gattung gesetzt haben, beurtheilt sie größer und allgemeiner. Es sieht in dieser Zerstörung und Erneuerung und in all ihren Folgen nichts als Bleiben und Dauer. Die Jahreszeit eines Jahrgangs ist für dasselbe die nämliche als die des vergangenen Jahres, und wie die aller Jahrhunderte; das tausendste Thier ist in der Ordnung der Generationen für dasselbe das *nämliche* wie das erste; und in der That wenn wir ewig lebten und subsistirten, wenn alle Wesen, so uns umgeben, eben solche auf immer subsistirten, und wenn alles immer so wäre, wie es itzt ist, so würde der Begriff der Zeit verschwinden, und das Individuum die Gattung werden.

Aber warum sollten wir es uns versagen, die Natur auf einige Augenblicke unter diesem neuen Gesichtspunkte zu betrachten? In Wahrheit, wenn der Mensch in die Welt kömmt, so kömmt er aus Finsternissen, und mit einer eben so nackenden Seele, als der Leib ist; er wird ohne Erkenntniß und

ohne Vertheidigungskraft gebohren, bringt nur leidende Eigenschaften mit sich, kann nur die Eindrücke der Gegenstände empfangen, und seine Organen rühren lassen, und das Licht schimmert lange Zeit in seine Augen eh es ihn erleuchtet. Gleich Anfangs erhält er alles von der Natur und giebt ihr nichts wieder; aber sobald, als seine Sinne fester sind, und er seine Empfindungen vergleichen kann, fängt er an über das Universum nachzudenken, macht sich Begriffe, und unterhält, erweitert und vergleicht sie. Der Mensch, und besonders der unterrichtete Mensch, ist kein simples Individuum mehr; er stellt großentheils das ganze menschliche Geschlecht vor; er hat angefangen, von seinen Vätern die Kenntnisse zu empfangen, die diese von ihren Voraltern geerbt haben; und diese, da sie die göttliche Kunst fanden, die Gedanken aufzuzeichnen, und solche an die Nachwelt zu bringen, haben sich so zu sagen, mit ihren Enkeln identificirt; und die unsrigen werden sich mit uns identificiren.

Diese Vereinigung der Erfahrungen mehrerer Jahrhunderte in einem einzigen Menschen zieht die Gränzen seines Wesens ins Unendliche zurück; er ist nicht mehr ein bloßes Individuum, das, wie die übrigen, an die Empfindungen des gegenwärtigen Augenblicks und an die Erfahrungen des Tages geheftet ist, sondern er ist beynah dasjenige Wesen, das wir an die Stelle des ganzen Geschlechts gesetzt haben; er ließt in dem Verflossenen, sieht das Gegenwärtige, und urtheilt vom Künftigen, und in dem Strome der Zeiten, der die Individuen des

Univer-

Universums herzuführt, mit sich fortzieht und verschwinden macht, findet er die beständigen Gattungen, die unveränderliche Natur. Da die Erzählung der Dinge immer die nämliche ist, scheint ihm die Ordnung der Zeiten nichtig zu seyn; die Gesetze der Erneuerung thun in seinen Augen nichts, als nur die der Permanenz erfüllen; und eine unaufhörliche Folge der Wesen, die alle unter sich ähnlich sind, ist in der That nur so viel, als die unaufhörliche Existenz eines einzigen dieser Wesen werth.

Worauf bezieht sich also dieser große Anschein von Generationen, dieser unermeßliche Ueberfluß von Keimen, deren tausende und aber tausende verderben eh' einer gelingt? Was ist diese Fortpflanzung und Vermehrung der Wesen, die, indem sie sich ohne Unterlaß zerstören und wieder erneuern, immer nur die nämliche Scene darbieten, und weder mehr noch weniger als die Natur erfüllen. Woher diese Abwechselungen von Tod und Leben, diese Gesetze des Wachsthums und der Vernichtung, alle diese besondern Veränderungen, alle diese erneuerten Vorstellungen einer und derselben Sache? Sie hangen selbst an der Wesenheit der Natur, und sind von der ersten Einrichtung des Weltbaues abhängig. Fest in ihrem Ganzen, und beweglich in jedem ihrer Theile haben die allgemeinen Bewegungen der himmlischen Körper besondere Bewegungen der Erdkugel hervorgebracht.

Die durchdringenden Kräfte, womit diese grossen Körper belebt sind, durch welche sie von ferne und wechselsweise einer auf den andern wirken, beleben

leben auch jedes Atom der Materie; und diese gegenseitige Mittheilung aller dieser Theile, ist das erste Band der Wesen, das Principium der Konsistenz der Dinge, und die Stütze der Eintracht des Universums. Die großen Combinationen haben die kleinen Rapporte hervorgebracht, und die Bewegung der Erde um ihre Achse bestimmte, da sie Tag und Nacht von einander scheidete, den Raum der Dauer. Alle lebende Wesen, die auf der Erde wohnen, haben ihre Zeit des Lichtes und der Finsterniß, des Wachens und des Schlafes. Ein grosser Theil der thierischen Oekonomie, nämlich der Handlungen der Sinne und der Bewegung der Gliedmaßen, hat auf diese erste Kombination Bezug. Könnte es in einer Welt dem Licht offene Sinne geben, wo eine beständige Nacht herrschte?

So wie die Inklination der Erdachse durch ihre jährliche Bewegung um die Sonne fortdaurende Abwechselungen von Hitze und Kälte verursacht, die wir Jahrszeiten genannt haben, eben so haben alle vegetabilischen Wesen, entweder ganz oder zum Theil, ihre Jahreszeit des Lebens und des Todes (Saison de vie etc.)

Das Abfallen der Blätter und Früchte, die Vertrocknung, der Tod der Insekten, hangen gänzlich von dieser zweyten Combination ab. In den Himmelsstrichen, wo sie nicht statt hat, wird das Leben der Vegetabilien nie unterbrochen. Jedes Insekt lebt sein Alter; und sehen wir nicht, daß unter der Linie alle Jahreszeiten nur eine ausmachen, daß das Land allda immer blüht, die Bäume unaufhörlich

lich grün sind, und die Natur immer im Frühling liegt?

Die besondere Constitution der Thiere und Pflanzen bezieht sich auf die allgemeine Temperatur der Erdkugel, und diese Temperatur hängt von der Situation, das heißt, von der Distanz ab, in welcher sie sich gegen die Sonne befindet. Bey einer größern Entfernung könnten unsere Thiere und Pflanzen weder leben noch vegetiren; das Wasser, der Pflanzensaft, das Blut und alle andere Flüßigkeiten würden ihre Flüßigkeit verlieren. Bey einer mindern Entfernung aber, würden sie vergehen und sich in Dämpfe zerstreuen. Eis und Feuer sind die Elemente des Todes; die temperirte Wärme aber ist der erste Keim des Lebens.

Die lebenden Körperchen (molécules vivantes) die durch alle organisirten Körper vertheilt sind, haben sowohl in Ansehung der Wirksamkeit als der Anzahl mit den Körperchen des Lichtes Bezug, als welche durch ihre Wärme die ganze Materie berühren und durchdringen. Ueberall, wo die Strahlen der Sonne die Erde erwärmen können, belebt sich ihre Oberfläche, kleidet sich in Grün, und versieht sich mit Thieren; selbst das Eis, scheint, wenn es sich im Wasser auflöset, sich zu befruchten. Dieses Element ist fruchtbarer als die Erde auch als Element betrachtet; es empfängt mit der Bewegung Wärme und Leben. Das Meer bringt zu jeder Jahrszeit mehr Thiere hervor, als die Erde ernährt, aber weniger Pflanzen, als diese; und alle diese Thiere, die entweder auf seiner Oberfläche

schwim-

schwimmen, oder dessen Tiefe bewohnen, sind, da sie nicht, wie die Landthiere einen sichern Unterhalt an den Pflanzen haben, genöthigt, eines von dem andern zu leben. Und eben diese Combination ist es, worauf ihre unermeßliche Vermehrung oder vielmehr ihre Befruchtung ohne Zahl beruhet.

Die ersten Individuen der Gattung, sowohl von einer als der anderen, dienten, als sie einmal erschaffen waren, allen ihren Nachkömmlingen zum Model. Der Körper eines jeden Thiers oder eines jeden Vegetabils ist eine Forme, zu welcher sich ohne Unterschied alle organischen Körperchen aller durch den Tod zerstörten und die Zeiten verzehrten Thiere und Pflanzen gesellen. Die groben Theile, welche mit in ihrer Composition waren, kehren zu der allgemeinen Masse der rohen Materie wieder zurück; die organischen immer bestehenden Theile aber werden durch andre organisirte Körper wieder aufgenommen. Erst durch die Vegetabilien ausgekocht, und hernach durch die Thiere verzehrt, als welche sich damit nähren, dienen sie zur Entwickelung, Unterhalt und Wachsthum sowohl des einen wie des andern; sie verursachen Leben, und beleben, da sie unaufhörlich von Körper zu Körper gehen, alle organisirte Wesen.

Der Fond der lebenden Substanzen ist also immer der nämliche; sie weichen nur der Gestalt nach, das ist, durch die Verschiedenheiten der Vorstellungen von einander ab. In den Jahrhunderten des Ueberflusses und in den Zeiten der größten Bevölkerung scheint die Zahl der Menschen, der Haus-

thiere und der nützlichen Pflanzen die Oberfläche der Erde ganz zu bedecken. Die Zahl der wilden Thiere, der schädlichen Insekten, der Schmarozerpflanzen, und unnützer Pflanzen erscheint zur Zeit der Noth und der Entvölkerung wieder und herrscht nach ihrer Reihe.

Diese für den Menschen so empfindlichen Veränderungen sind für die Natur gleichgültig. Der Seidenwurm, der für jenen so kostbar ist, ist für diese nichts weiter, als die Raupe des Maulbeerbaums. Lasset diese Raupe des Luxus verschwinden, andere Raupen die Kräuter fressen, die zum Fettmachen unserer Ochsen bestimmt sind, und lasset endlich andere vor der Erndte die Substanz unserer Aehren verderben; ja lasset überhaupt den Menschen und die größern Gattungen der Thiere nach den kleinern Thieren ausgehungert seyn, die Natur wird deshalb nicht weniger erfüllt und nicht weniger belebt seyn. Sie beschützt die einen nicht auf Kosten der andern, sie unterstützt sie alle; aber sie verkennt die Anzahl bey den Individuen und sieht sie nur als auf einander folgende Abbildungen eines und desselben Gemäldes an, als vorübergehende Schatten, deren Art der Leib ist.

Es findet sich also auf der Erde, sowohl im Wasser als in der Luft, eine bestimmte Menge organischer Materie, die nichts zerstören kann; zugleich aber auch eine bestimmte Anzahl von Mustern (moules) die sich solche zu assimiliren fähig sind, und sich bey jedem Augenblick zerstören und wieder erneuern; und diese Zahl von Formen oder Individuis

viduis ist, obwohl bey jeder Gattung veränderlich, doch im Ganzen immer die nämliche, und immer dieser Menge von lebender Materie proportionirt. Wenn sie aber im Ueberfluß vorhanden wäre, nicht zu jeder Zeit gleich angewendet und durch die anwesenden Formen (moules) verzehrt oder aufgenommen würden, so würden davon andere entstehen, und also würde man neue Arten entstehen sehen, weil diese lebende Materie nicht müßig seyn kann, und immer wirksam ist, und weil es schon hinlänglich ist, daß sie sich mit den groben Theilen vereinige, um organisirte Körper zu bilden. Und diese große Combination oder vielmehr diese unveränderliche Proportion ist es, wovon so zu sagen das Glück der Natur abhängt.

Und gleichwie ihre Ordnung in Rücksicht der Anzahl, der Erhaltung und des Gleichgewichts der Gattungen beständig ist, so würde sie sich immer in der nämlichen Gestalt zeigen, und würde zu allen Zeiten und unter allen Himmelsstrichen absolut und beziehungsweise dieselbe seyn, wenn nicht die Gewohnheit, so viel als möglich ist, bey allen individuellen Formen abänderte.

Der Abdruck jeder Gattung ist eine Letter, deren vornehmste Züge in unauslöschlichen und immer bleibenden Charakteren gezeichnet sind; aber eine jede zufällige Bemühung ändert etwas, und daher gleicht kein Individuum dem andern vollkommen, und keine Gattung existirt ohne eine große Zahl von Verschiedenheiten.

Bey dem menschlichen Geschlecht, auf welchem sich das göttliche Siegel am meisten ausgedrückt hat, ist der Abdruck desselben doch vom weissen zum schwarzen, vom kleinen zum großen ꝛc. verschieden. Der Lappländer, Patagonier, Hottentott, Europäer, der Amerikaner und der Schwarze, sind, ungeachtet sie von einem Vater herkommen, weit entfernt, einander wie Brüder ähnlich zu seyn.

Alle Arten sind also den bloß individuellen Verschiedenheiten unterworfen; doch sind die beständigen Abweichungen, die sich durch Generationen fortpflanzen, nicht bey allen gleich. Je erhabener die Art ist, desto fester ist die Type, und desto weniger läßt sie Abänderungen zu. Da bey der Vermehrung der Thiere die Ordnung der Größe in umgekehrter, und bey dem Produkt der Generation die Möglichkeit der Verschiedenheiten in geradem Verhältnisse statt hat, so folgt daraus nothwendiger Weise, daß es unter den kleinen Thieren mehr Varietäten geben müsse als bey den großen. Aus der nämlichen Ursache giebt es auch bey denselben mehr verwandte Arten. Da die Einheit der Gattung bey den großen Thieren eingeschränkter ist, so muß sich auch die Distance, die sie von andern trennt, weiter ausbreiten. Wie viel Varietäten und verwandte Arten finden sich nicht bey den Mäusen, Razen und andern kleinen Thieren, während der Elephant, an der Spitze aller allein und ohne seines Gleichen einhergeht.

Die rohe Materie, aus welcher der Erdball besteht, ist keine jungfräuliche Erde, keine unfühlbare

Sub-

Substanz, die den Veränderungen nicht unterworfen gewesen wäre. Alles wurde durch die kleinen und großen Wirkungsmittel in Bewegung gesetzt, und alles ist mehr als einmal durch die Hand der Natur bearbeitet worden. Die Erdkugel wurde vom Feuer durchdrungen und darauf vom Wasser wieder bedeckt und umgearbeitet. Der Sand, welcher ihr Inneres ausfüllt, ist eine glasartige Materie; und die dicken Schichten, die sie äusserlich bedecken sind nichts anders, als der nämliche Sand, der durch den Aufenthalt der Wässer auf derselben zerlegt wurde. Der Feuerstein, der Granit, der Schoder, alle Kiesel und Metalle sind itzt noch nichts anders, als diese glasartige Materie, deren Theile sich nach den Gesetzen ihrer Verwandschaft entweder vereinigt, gepreßt oder getrennt haben. Alle diese Substanzen sind vollkommen roh; sie existiren und werden immer unabhängig von den Thieren und Pflanzen existiren. Andere Substanzen aber in großer Anzahl, die gleichfalls roh zu seyn scheinen, haben ihren Ursprung aus der Zerstörung organisirter Körper. Die Marmor, Kalksteine, Grus, Kreiden und Mergelarten sind aus nichts andern zusammengesetzt, als aus dem Ueberrest der Schaalthiere, und den Hülsen dieser kleinen Thiere, die, indem sie das Meer in Stein umwandelt, die Korallen und alle Madreporen erzeugen, deren Verschiedenheiten unzählbar und deren Menge beynahe unermeßlich ist.

Die Steinkohlen, Torfarten und die übrigen Materien, die sich ebenfalls in den äussern Schich-

ten der Erde befinden, sind nichts anders, als die Ueberbleibsel von mehr oder weniger zerstörten, verfaulten und verzehrten Vegetabilien. Andere Materien aber, die man in kleinerer Anzahl findet, wie z. B. die Bimssteine, der Schwefel, die Schlacken, der Amiant, die Laven sind durch die Vulkane ausgeworfen und durch eine zweyte Wirkung des Feuers aus den ersten Materien entstanden. Und auf diese drey großen Combinationen kann man alle Folgerungen aus den rohen Körpern und allen Substanzen des Mineralreichs zurückführen.

Die Gesetze der Verwandschaft, vermöge welchen sich die wesentlichen Theile dieser verschiedenen Substanzen von andern trennen, um sich unter sich zu vereinigen und homogene Materien zu bilden, sind die nämlichen, wie das allgemeine Gesetz, durch welches alle himmlischen Körper auf einander wirken. Sie arbeiten gleichmäßig und in den nämlichen Beziehungen, auf Masse und Distanz. Ein Kügelchen Wasser, Sand oder Metall wirkt auf ein anderes Kügelchen, so wie die Erdkugel auf die Mondkugel wirkt; und hat man bis itzt diese Verwandschaftsgesetze als von den Gesetzen der Schwere verschieden betrachtet, so war es, weil man sie nicht wohl begriff, und verstand, und weil man diesen Gegenstand nach seinem ganzen Umfang befassen wollte.

Die Figur, welche bey dem Bewegungsgesetze, vermöge welchen die himmlischen Körper auf einander wirken, nichts oder fast nichts thut, weil die Entfernung sehr groß ist, thut im Gegentheil hier

fast

fast alles, weil die Entfernung sehr klein oder ganz nichtig ist. Wenn der Mond und die Erde statt der sphärischen Figur, alle beyde die Gestalt eines kurzen Cylinders hätten, dessen Durchmesser ihrer Sphären gleich wäre, so würde das Gesetz ihrer gegenseitigen Wirkung durch diese Verschiedenheit der Figur nicht sehr fühlbar verändert seyn, weil die Entfernung aller Theile des Mondes von den Theilen der Erde dadurch eben und wenig verändert worden wäre. Wenn aber diese nämlichen Globi Cylinder geworden wären, die größer und einander näher wären, so würde das Gesetz der gegenseitigen Wirksamkeit beyder Körper sehr verschieden erscheinen, weil die Entfernung eines jeden von den Theilen unter sich, und beziehungsweise auf die Theile des andern, beträchtlich verändert worden wäre. Also, sobald als die Figur als ein Element in die Distanz tritt, so scheint das Gesetz abzuweichen, ob es im Grunde gleich immer das nämliche bleibt.

Nach diesem Grundsatze kann der menschliche Verstand noch einen Schritt weiter thun, und noch weiter in den Schooß der Natur eindringen. Wir wissen nicht, welches die wesentliche Gestalt der Körper sey; Wasser, Luft, Erde, die Metalle und alle gleichartigen Materien sind ganz gewiß aus elementarischen Theilen zusammengesetzt, die sich unter einander ähnlich sind, deren Figur aber unbekannt ist. Unsre Enkeln werden sich mit Hülfe der Ausrechnung dieses neue Feld von Kenntnissen öffnen, und beynah wissen, von welcher Figur die Elemente der Körper sind. Sie werden von dem Grundsatze,

den wir angegeben haben, ausgehen, und zur Basis annehmen: Jede Materie zieht sich im umgekehrten Verhältniß vom Vierecke der Distanz an; und dieses allgemeine Gesetz scheint bey besondern Attractionen nur durch die Wirkung der Figur aller wesentlichen Theile einer jeden Substanz abzuweichen, weil diese Figur gleichsam als ein Element in die Substanz eingeht. Wenn sie also einmal durch wiederholte Entfernungen die Kenntniß des Attractionsgesetzes einer jeden besondern Substanz werden gefunden haben, so werden sie auch durch die Ausrechnung die Figur ihrer wesentlichen Theile finden können.

Um dieses fühlbarer zu machen, so nehmen wir an, daß, wenn man zum Beyspiel Queckfilber auf eine vollkommen polirte Fläche legt, sich dieses flüssige Metall immer in umgekehrter Verhältniß mit dem Cubus der Distanz anzieht, man also durch die Regeln einer falschen Position suchen müsse, welche die Figur sey, die dieser Ausdruck giebt, und diese Figur wird also die der wesentlichen Theile des Queckfilbers seyn. Wenn man nun durch diese Versuche fände, daß sie sich in umgekehrtem Verhältniß mit dem Viereck der Distanz anzöge, so würde es bewiesen seyn, daß seine wesentlichen Theile (parties constituantes) sphärisch sind, weil die Sphäre die einzige Figur ist, die dieses Gesetz giebt, und weil das Attractionsgesetz der Kugeln, in welche Distanz man sie auch setzt, immer das nämliche ist.

Newton hat zwar gemuthmaßet, daß die chemischen Verwandschaften, welche nichts anders sind, als die partikulairen Attractionen, von denen wir geredet haben, durch Gesetze geschehen, die denen der Gravitation sehr ähnlich sind; er scheint aber doch nicht eingesehen zu haben, daß alle diese besondern Gesetze nichts anders als Modifikationen des allgemeinen Gesetzes sind, und daß sie nur hieriun verschieden zu seyn scheinen, daß die Figur der Atomen, die sich in einer sehr kleinen Entfernung anziehen, zur Erfüllung des Gesetzes eben so viel und noch mehr thut, als die Masse; folglich entrirt diese Figur auch viel in das Element der Distanz.

Und die genaue Kenntniß von der Zusammensetzung der rohen Körper hängt von dieser Theorie ab. Der Grund aller Materie ist einzig. Die Masse oder das Volumen, das heißt: die Form, würde ebenfalls nur einzig seyn, wenn die Figur der Bestandtheile gleich wäre. Eine gleichartige Substanz ist von einer andern nur in so weit verschieden, als die Figur ihrer Urstoffe verschieden ist. Die Substanz, deren Theilchen (molécules) sphärisch sind, muß einmal specifisch leichter seyn, als eine andere, deren Theilchen kubisch sind, weil die erstern, da sie sich nicht durch Ecken berühren können, Zwischenräume lassen, die dem Raume gleich sind, den sie einnehmen, die kubischen Theile aber sich ganz vereinigen können, ohne einen Zwischenraum zu lassen, und daher eine Materie formiren, die einmal schwerer ist, als die erstere. Und obgleich sich die Figuren in's Unendliche abändern

dern können, so scheint es doch, daß solches nicht so sehr in der Natur statt hat, als es der Verstand annehmen könnte. Denn sie hat die Gränzen der Schwere und der Leichtigkeit bestimmt. Das Gold und die Luft sind die zwey Extremen aller Dichtigkeit; alle angenommenen Figuren also, die durch die Natur hervorgebracht sind, sind zwischen denselben eingeschlossen, und all diejenigen, welche schwerere oder leichtere Substanzen hätten hervorbringen können, wurden verworfen.

Wenn ich übrigens von den von der Natur gebrauchten Figuren rede, so meyne ich nicht, daß solche nothwendig noch gänzlich den geometrischen Figuren gleich seyn müssen, die nach unserer Kenntniß existiren; wir machen sie durch die Supposition regelmäßig und durch die Abstraction einfach. Im Universo giebt es vielleicht weder exacte Kubi, noch vollkommene Sphären; gleichwie aber nichts ohne eine Gestalt existirt, und nach der Verschiedenheit der Substanzen die Figuren ihrer Grundstoffe verschieden sind, so muß es nothwendig solche geben, die sich der Sphäre oder dem Würfel nähern, und so auch alle andern regelmäßigen Figuren, so wir erfunden haben. Das Präcise, Absolute und Abstracte, das sich unserm Verstand so oft darstellt, kann sich nicht beydes wirklich finden, weil hier alles relatif ist, sich alles durch Nüancen macht, und sich alles durch Approximation combinirt.

Ferner, wenn ich von einer Substanz geredet habe, welche gänzlich voll seyn würde, wenn sie aus

kubi-

kubischen Theilen zusammengesetzt ist, und von der andern, die nur zur Hälfte ausgefüllt seyn würde, wenn all ihre Bestandtheile sphärisch sind, so hab ich nur vergleichungsweise geredet, und nicht behauptet, daß solche in der Natur wirklich vorhanden sind. Denn man sieht das durch die Erfahrung bey den durchsichtigen Körpern, als z. B. beym Glase, das dicht und schwer ist, daß die Menge der Materie in Vergleichung der Ausdehnung der Zwischenräume sehr klein ist; und man kann beweisen, daß das Gold, welches die dichteste Materie ist, mehr leeren als ausgefüllten Raum enthält.

Die Betrachtung der Kräfte der Natur ist ein Gegenstand der rationellen Mechanik. Der Gegenstand der praktischen Mechanik aber ist nur die Combination unserer partikulairen Kräfte, und läuft auf die Kunst hinaus, Maschinen zu machen. Diese Kunst wurde sowohl der Nothwendigkeit als der Bequemlichkeit wegen zu allen Zeiten getrieben; und die Alten waren hierinn vorzüglich geschickt. Die rationelle Mechanik aber ist so zu sagen eine zu unsern Tagen entstandene Wissenschaft.

Alle Philosophen, seit **Aristoteles** bis **Deskartes**, haben wie das gemeine Volk über die Natur der Bewegung raisonirt, und einmüthig die Wirkung für die Ursache genommen. Sie kannten keine andere, als die Impulsionskraft; und diese kannten sie noch dazu schlecht; denn sie schrieben ihr die Wirkungen anderer Kräfte zu, und wollten

alle Erscheinungen der Welt aus derselben erklären. Wenn diese Meynung beyfallswerth und die Sache möglich gewesen wäre, so hätte diese Impulsion, die sie als eine unique Sache betrachteten, wenigstens eine allgemeine und beständige Wirkung seyn müssen, die allen Materien gemein wäre, und die sich unaufhörlich und zu allen Zeiten äussern müßte. Doch, das Gegentheil wurde ihnen bewiesen; denn, sahen sie denn nicht, daß diese Kraft, bey den Körpern, die in Ruhe sind, nicht existirt; daß ihre Wirkung bey den bewegten Körpern nur eine kurze Zeit dauert, daß sie durch den Widerstand bald aufgehoben wird; daß eine neue Impulsion nöthig sey, um solche wieder zu erneuern, und daß sie, weit entfernt eine allgemeine Ursache zu seyn, vielmehr nur eine partikulaire Wirkung sey, die von allgemeinern Wirkungen abhängt?

Da nun ein allgemeiner Effekt das ist, was man eine Ursache nennen muß, denn die wahre Ursache dieses allgemeinen Effekts wird uns nie bekannt werden, weil wir alles nur durch Vergleichung kennen, und weil wir den Effekt, da er als allgemein und als allem gleich angehörig betrachtet wird, mit nichts vergleichen, und ihn folglich nicht anders, als durch die Wirkung kennen können, so muß also die Attraction, oder wenn man will die Schwerkraft, da sie ein allgemeiner und bey jeder Materie anwesender und durch die That bewiesener Effekt ist, als eine Ursache betrachtet werden, von welcher man die partikulairen Ursachen herleiten

muß;

muß; und sogar die Impulsion kann in der That von der Attraction abhangen.

Wenn man der Communikation der Bewegung durch den Stoß nachdenkt, so wird man einsehen, daß er sich von einem Körper an den andern nur mittelst der Federkraft mittheilen kann, und man wird einsehen, daß alle Hypothesen, die man über die Transmission der Bewegung erdacht hat, nichts anders als Spiele unserer Einbildung sind, die in der Natur nicht ausführbar sind. Ein vollkommen harter Körper ist in der That nur ein angenommenes Wesen, so wie ein vollkommen elastischer Körper ebenfalls nichts anders ist. Weder das eine noch das andere existirt in der Wirklichkeit, weil in dieser nichts Absolutes, kein Extrem statt hat, und weil das Wort oder die Idee des Vollkommenen immer nur das Absolute oder die Extremität der Sache ist.

Wenn die Materie keine Federkraft hätte, so hätte sie auch keine Impulsionskraft. Wenn man einen Stein wirft, ist ihm die Bewegung, die er erhält, nicht durch die Schwungkraft des Arms mitgetheilt worden, der ihn warf? — Wenn ein bewegter Körper auf einen andern stößet, der in Ruhe ist; wie kann man begreifen, daß er ihm seine Bewegung anders mittheilen sollte, als durch die Drückung der Federkraft der elastischen Theile, die er enthält, welche, da sie sich unmittelbar nach dem Druck wieder herstellt, der ganzen Masse die nämliche Kraft mittheilt, die sie erhalten hat? Man weiß nicht wie ein vollkommen harter Körper

diese Kraft mittheilen oder empfangen könnte; und doch ist es sehr nützlich, dieses einsehen zu lernen, weil nichts ähnliches existirt.

Im Gegentheil sind doch alle Körper der Federkraft unterworfen; denn die Versuche mit der Electricität beweisen, daß die elastische Kraft überhaupt der ganzen Materie gemein sey. Wenn es aber im Innern der Körper keine andere Spannkraft, als die der Elektricität giebt, so ist sie zur Mittheilung der Bewegung hinlänglich, und folglich muß man dieser großen Federkraft, als einer allgemeinen Wirkung, die besondere Ursache der Impulsion zuschreiben.

Wenn wir aber über die Mechanik der Spann- oder Federkraft nachdenken, so werden wir finden, daß ihre Kräfte selbst von der Attractionskraft abhängen. Um dieses desto klärer einzusehen, wollen wir uns die einfachste Spannkraft vorstellen, einen festen eisernen Winkel oder einen solchen von einer jeden andern harten Materie. Was erfolgt, wenn wir ihn drücken? Wir zwingen die der Spitze nähern Theile sich zu biegen, das heißt, sich einer von dem andern ein wenig zu entfernen; und in dem Augenblicke, als der Druck aufhört, nähern sie sich wieder, und geben sich wieder in die Lage, in der sie vorher waren. Ihre Anhänglichkeit, von welcher der Zusammenhang des Körpers abhängt, ist, wie man weiß, ein Effekt ihrer wechselseitigen Attraction; wenn man auf die Spannkraft drückt, so zerstört man diese Anhänglichkeit nicht, weil man, ungeachtet man die Theile entfernt, sie nicht weit

genug

genug von einander entfernt, um sie aus ihrer Sphäre der wechselseitigen Attraction zu setzen; und folglich, sobald man aufhört zu drücken, so bemüht sich diese Kraft, die man so zu sagen wieder in Freyheit setzt, die separirten Theile zu nähern; und die Spannkraft stellt sich wieder her.

Wenn man aber durch einen stärkern Druck die Theile bis auf den Punkt trennt, daß sie aus der Sphäre ihrer Attraction treten müssen, so bricht sich die Spannkraft, weil die Stärke des Druckes größer ist, als die Kraft der Anhänglichkeit, das heißt: größer, als die wechselseitige Attractionskraft, so die Theile vereinigte. Die Spannkraft kann also nicht anders, als nur in so ferne wirken, als die Theile der Materie Anhänglichkeit (cohérence) haben, das heißt: in so ferne sie durch ihre wechselseitige Attractionskraft vereinigt sind; und folglich bezieht sich die Spannkraft überhaupt, die allein die Impulsion hervorbringen kann, und die Impulsion selbst, auf die Attractionskraft, und hangen davon als besondere Wirkungen eines allgemeinen Effekts ab.

So klar und so gegründet mir aber auch diese Ideen zu seyn scheinen, so erwarte ich doch nicht, daß man sie annehmen werde. Der Pöbel wird nie anders, als durch Empfindungen urtheilen, und der gemeine Haufe der Physiker nach Vorurtheilen. Um also über das zu urtheilen, was wir behaupten, muß man die einen übergehen, und auf die andern Verzicht thun; folglich werden wenig Leute darüber urtheilen, und dies ist das allgemeine

Loos der Wahrheit. Doch auch wenige sind ihr genug; sie verliert sich unter dem Haufen, und wird, obgleich immer herrlich und majestätisch, oft durch alte Phantome verdunkelt, oder durch glänzende Chimären gänzlich verlöscht.

Wie es aber auch seyn mag, so sehe und verstehe ich die Natur; (vielleicht ist sie noch einfacher als ich glaube). Eine einzige Kraft ist die Ursache aller Erscheinungen der rohen Materie; und diese Kraft, vereinigt mit der Kraft der Wärme, bringt die lebenden Körperchen (molécules vivantes) hervor, von welcher alle Wirkungen der organisirten Substanzen abhängen.

Zwey und vierzigster Abschnitt.

Von den Vulkanen.

Die brennenden Berge, so man Vulkane nennt, enthalten in ihrem Schooße Schwefel, Harz und diejenigen Materien, die einem unterirrdischen Feuer zur Nahrung dienen, dessen Wirkung heftiger ist, als die des Schießpulvers oder Donners, und welche zu allen Zeiten die Menschen erschreckt, und die Erde betrübt hat. Ein Vulkan ist eine Kanone von einem unermeßlichen Umfang, deren Oeffnung oft mehr als eine halbe Meile groß ist. Dieser breite Feuermund speyt Ströme von Rauch und Flammen, Flüsse von Harz, Schwefel und geschmolzenen Metall, und Wolken von Aschen und Steinen aus; und zuweilen wirft er bis auf eine Entfer-

Entfernung von verschiedenen Meilen, ungeheure Felsenmassen aus, die alle vereinigten menschlichen Kräfte nicht in Bewegung setzen könnten. Das Geprassel ist so schrecklich und die Menge der brennenden, geschmolzenen, kalcinirten und verglaßten Materien, die der Berg auswirft, so groß, daß sie Städte und Wälder verschüttet, Felder hundert bis zwey hundert Fuß dick bedeckt, und zuweilen Hügel und Berge formirt, die aus nichts anderm, als aus Stücken auf einander geworfener Materie bestehen. Die Wirkung dieses Feuers ist so groß, die Stärke des Ausbruchs so heftig, daß sie solche Stöße hervorbringen, die stark genug sind, die Erde zu erschüttern, das Meer zu bewegen, Berge umzuwerfen, und die solidesten Städte und Gebäude in einer sehr beträchtlichen Entfernung zu zerstören.

Drey und vierzigster Abschnitt.

Von der Philosophie.

In diesem Jahrhundert, wo die Wissenschaften mit Sorgfalt betrieben zu werden scheinen, ist es, wie ich glaube, leicht wahrzunehmen, daß die Philosophie vernachläßigt wird, und zwar vielleicht mehr, als in einem jeden andern a). Die Künste, so

a) Man muß mit Herrn von Büffon eingestehen, daß die Philosophie nie seltener gewesen ist, als in diesem Jahrhundert, das sich so prahlerisch den

so man wissenschaftliche nennen will, haben ihren Platz eingenommen. Die Methoden des Kalkuls und der Geometrie, der Botanik, der Naturgeschich-

den Titel des philosophischen zugeeignet hat. Das glückliche Zeitalter Ludwig XIV. wurde durch die Deskartes, Gassendi, Paskal Arnaud, Nicole, Bossuet, Malebranche, Bayle ꝛc. berühmt. Giebt es wohl einen einzigen unter den Philosophen unserer Zeiten, der dem Ruhm dieser großen Männer die Wage halten kann? Und wenn sie, sagt ein berühmter Kritiker, das zurück gäben, was sie einem Montagne, Charron, la Vayer, ꝛc. geraubt haben, auf was würden sich ihre Werke einschränken?

Worinn besteht also dieser vorgebliche philosophische Geist, der den Character des Jahrhunderts bestimmt, worinn wir leben, und der in den Werken unsrer Weisen glänzt? Bey den einen besteht er darinn, sich über jeden neuen Weg aufzulehnen, bey jeder herrschenden *Meynung zu* beharren, eine allgemeine Zweifelsucht zu hegen, und sich allein erleuchtet zu glauben. Bey den andern identificirt sich dieser Geist mit der Geometrie, einer eben so trockenen als herrschenden Wissenschaft, die der Spekulation alles, dem Menschen aber nichts giebt, die den andern Wissenschaften vorschreibt, und die jedes Raisonnement unnütz erklärt, das nicht Linien und Zahlen betrifft.

Man mache sich nur mit den Schriften eines Ciceron, Tacitus, Bacon, Leibnitz, Bayle, Loke, Montesquieu ꝛc. bekannt, und man wird eine richtige Idee von dem philosophischen Geiste fassen. Er besteht darinn, sagt ein Engländer,

geschichte, die Formuln, und mit einem Worte, die Wörterbücher beschäftigen beynahe jedermann. Man bildet sich ein mehr zu wissen, wenn man die Zahl der symbolischen Ausdrücke und der gelehrten Phrasen vermehrt hat; und man bemerkt nicht, daß diese Künste nur Gerüste sind, um zur Wissenschaft hinaufzusteigen, aber nicht die Wissenschaft selbst; daß man sich derselben bedienen müsse, weil man sie nicht entbehren kann, und daß man immer besorgen müsse, damit sie uns nicht fehlschlagen, wenn wir sie zum Gebäude anwenden wollen.

Vier

länder, zu den simpeln Ideen hinaufzusteigen, und die ersten Principien zu fassen und zu vergleichen. Der wahre Philosoph sieht die Dinge in ihrer Wahrheit und mit ihren richtigen Beziehungen. Auf eine Höhe gestellt, umfaßt er einen großen Umfang des Landes, wovon er sich ein klares und einziges Bild abstrahirt, anstatt, daß andere obwohl auch richtig sehende aber eingeschränktere Geister nur einen Theil desselben entdecken.

Er kann Geometer, Antiquarius oder Musikus seyn, er ist immer Philosoph, und, mit der Kraft, die ersten Principien seiner Kunst zu penetriren, wird er diesen überlegen. Es ist ein Geschenk des Himmels, und es giebt keinen Schriftsteller, der nicht darnach strebt; doch ist Herr von Büffon beynah der einzige in unsern Tagen, der es empfangen hat.

Vier und vierzigster Abschnitt.

Alles ist gut.

Die schädlichen Thiere sind zwar in größerer Anzahl da, als die nützlichen; und ungeachtet bey allem dasjenige, welches schadet, häufiger zu seyn scheint, als das was nützt, so ist doch alles gut, weil in dem physischen Universo das Ueble mit dem Guten in's Gleichgewicht kömmt, und weil der Natur in der That nichts schadet. Wenn schaden belebte Wesen zerstören heißt, ist der Mensch, in so ferne er einen Theil des allgemeinen Systems der Wesen ausmacht, nicht die schädlichste Gattung von allen? Er opfert und vernichtet allein mehr lebende Individua, als alle fleischfressende Thiere nicht zerreissen.

Sie sind also nur schädlich, weil sie Nebenbuhler des Menschen sind, weil sie die nämlichen Begierden haben, den nämlichen Geschmack am Fleische, und weil sie, um zu einem Bedürfniß der ersten Nothwendigkeit zu gelangen, ihm oft eine Beute streitig machen, die er sich zu seinen Ausschweifungen verwahrte; denn wir opfern unserer Unbeständigkeit mehr auf, als unsern Bedürfnissen. Als gebohrne Zerstörer der Wesen, die uns unterworfen sind, würden wir die Natur erschöpfen, wenn sie nicht unerschöpflich wäre, und wenn sie sich, durch eine eben so große Fruchtbarkeit als unsere Raubsucht, nicht selbst wieder auszubessern und zu erneuern wüßte. Aber es ist der Ordnung

gemäß,

gemäß, daß der Tod dem Leben diene, und daß die Hervorbringung aus der Zerstörung entstehe. So groß und so voreilig also der Aufwand des Menschen und der fleischfressenden Thiere auch immer seyn mag, so wird der Grund und die ganze Menge der lebenden Substanz doch nie vermindert; und wenn sie die Zerstörungen beschleunigen, so beschleunigen sie zu gleicher Zeit neue Geburten.

Fünf und vierzigster Abschnitt.

Vom Styl.

Der Styl ist nichts anders, als die Ordnung und der Mechanismus, den man in seine Gedanken legt. Wenn man diese geschickt an einander kettet und verbindet, so wird der Styl sehr nervös und gedrängt; wenn man sie aber schwach auf einander folgen, und mit Hülfe vieler Worte verbinden läßt, so wird der Styl, so elegant diese auch sind, immer weitläuftig, matt und schleppend seyn.

Eh' man aber die Ordnung sucht, in welcher man seine Gedanken vorstellen will, muß man sich eine andere allgemeinere machen, in welche nur die ersten Betrachtungen und die Hauptideen kommen dürfen; und nur hiedurch geschieht es, daß man, indem man ihre Stellung auf diesem Plan bemerkt, urtheilen kann, ob der Gegenstand beschrieben sey, und ob man seinen Umfang ganz erkennen werde.

Dieser Plan ist jedoch nicht der Styl, sondern nur die Basis davon; sie unterstützt, dirigirt und ordnet seinen Gang, und unterwirft ihn gewissen Gesetzen. Ohne diesen verliert sich der beste Schriftsteller; seine Feder geht ohne Leitung, und zeichnet auf gut Glück unrichtige Züge. So glänzend auch die Farben seyn mögen, die er anwendet, was für Schönheiten er auch in's Detail zu streuen weiß, so wird das Werk, da das Ganze beleidigen oder sich nicht begreifen lassen wird, doch immer nicht geordnet seyn; und, indem man den Geist des Autors bewundert, wird man immer muthmaßen können, daß es ihm an Genie fehle.

Warum sind die Werke der Natur so vollkommen? — weil jedes ihrer Werke ein Ganzes ist, und weil sie nach einem ewigen Plan arbeitet, von welchem sie sich nie verirrt. Sie bereitet die Keime ihrer Produktionen in der Stille; sie zeichnet, durch einen einzigen Handgriff, die primitive Form jedes lebenden Wesens; und sie entwickelt und vervollkommt solche, durch eine anhaltende Bewegung und in einer vorgeschriebenen Zeit. Das Werk erregt Erstaunen; aber es ist der göttliche Abdruck, dessen Züge es trägt, und die uns frappiren müssen. Der menschliche Verstand kann nichts erschaffen; er wird nie etwas hervorbringen, als nachdem er mit Erfahrung und Nachdenken befruchtet worden. Seine Kenntnisse sind die Keime seiner Produktionen; doch wenn er die Natur in ihrem Gange und in ihrer Arbeit nachahmt; wenn

wenn er sich durch die Betrachtung bis zu den sublimsten Wahrheiten erhebt, wenn er sie vereinigt, an einander kettet, und sich durch Ueberlegung davon ein System macht, so wird er unerschütterliche Gebäude und ewige Monumente aufrichten.

Wenn ein Mann von Verstand in Verlegenheit ist, und nicht weiß, wo er zu schreiben anfangen soll, so ist es ein Fehler des Plans, und weil er über seinen Gegenstand nicht genug gedacht hat. Er hat mit einem male eine große Anzahl Ideen; da er sie aber weder verglichen noch geordnet hat, so bestimmt ihn nichts, die einen den andern vorzuziehen; er bleibt also unentschlossen. Wenn er sich aber einen Plan gemacht hat, wenn er einmal alle wesentlichen Ideen seines Gegenstandes vereinigt und in Ordnung gebracht hat, so wird er den Augenblick leicht wahrnehmen können, wo er die Feder ergreifen muß; er wird den Punkt der Zeitigung des Produkts seines Geistes fühlen; er wird gedrungen werden, solches aufgehen zu machen; er wird selbst im Schreiben Vergnügen haben, die Gedanken werden leicht auf einander folgen, und der Styl wird also natürlich und ungezwungen ausfallen. Aus diesem Vergnügen wird Wärme entstehen, sich allerwärts verbreiten, und dem Ausdruck Leben geben. Alles wird sich je länger je mehr beleben. Der Ton wird erhabener werden; die Gegenstände werden eine angenehme Farbe annehmen; und die Empfindung, sich mit dem Lichte vereinigend wird sie vermehren,

immer weiter treiben, und unvermerkt von dem was man sagt zu dem führen, was man sagen will, und der Styl wird also interessant und lichtvoll werden.

Nichts setzt sich der Wärme mehr entgegen, als die Begierde, überall witzige Gedanken einzustreuen; und nichts ist dem Lichte, welches ein Ganzes ausmachen, und sich in der ganzen Schrift gleichförmig verbreiten soll, mehr entgegen, als diese Funken, die man mit Gewalt heraus lockt, indem man die Worte so zu sagen an einander stößt, und welche euch nur auf einige Augenblicke blenden, um euch nachher in der Finsterniß zu lassen. Dies sind Gedanken, die nur durch Gegensätze hervorschimmern; man stellt den Gegenstand nur von einer Seite vor, stellt alle übrigen in Schatten, und gewöhnlich ist diese Seite, die man auswählt, ein Punkt, ein Winkel, in welchem man den Geist mit so viel mehr Leichtigkeit spielen läßt, als man ihn dadurch mehr von großen Ansichten entfernt, in welchen der gesunde Verstand die Dinge zu betrachten gewohnt ist.

Noch ist auch der wahren Beredsamkeit nichts so sehr entgegen, als die Anwendung dieser feinen Gedanken, und das Gesuchte dieser leichten und ungebundenen Ideen ohne Consistenz, die wie ein geschlagenes Metallblatt, nur Glanz erhalten, indem sie ihre Festigkeit verlieren. Je mehr man also in einer Schrift von diesem kleinen schimmernden Geist wird sehen lassen, desto weniger wird sie Nerfe, Licht, Wärme und Styl haben.

Nichts

Nichts ist der schönen Natur des Styls mehr entgegen, als die Mühe, die man sich giebt, um gewöhnliche und gemeine Dinge auf eine besondere und pompeuse Art auszudrücken; und nichts setzt den Schriftsteller mehr herab, als dieses. Weit entfernt, ihn zu bewundern, bedauert man ihn vielmehr, daß er so viel Zeit verwendet hat, um neue Zusammensetzungen der Sylben zu machen, mit welchen er nichts anders gesagt hat, als was die ganze Welt sagt. Dieses ist ein Fehler des angebauten aber unfruchtbaren Verstandes. Diese Geister haben einen Ueberfluß an Worten aber keine Ideen. Sie arbeiten also über Worten, und bilden sich ein, Ideen verglichen zu haben, weil sie Redensarten erfunden, und die Sprache gereinigt haben, da sie sie doch verdorben haben, indem sie solche verkehrten. Diese Schriftsteller haben keinen Styl, oder, wenn man will, sie haben nur den Schatten davon. Der Styl muß Gedanken ausdrücken; sie wissen nichts, als nur Worte zu zeichnen.

Gut schreiben heißt: mit einem male gut denken, gut fühlen und gut ausdrücken; es heißt: zu gleicher Zeit Verstand, Seele und Geschmack haben. Die Ideen allein machen den Grund des Styls aus; die Harmonie der Worte aber ist dabey nur zufällig, und hängt bloß nur von der Empfindlichkeit der Organen ab. Der Ton ist nichts anders, als die Uebereinkunft des Styls

mit der Natur des Gegenstandes, und er muß nie gezwungen seyn. Er muß natürlich aus dem Grund der Sache fließen. Wenn man die Schönheit des Kolorits zur Energie der Zeichnung fügen will, wenn man, mit einem Worte, jede Idee durch ein lebhaftes Bild vorstellen will, so wird der Ton sublim seyn. Die gutgeschriebenen Werke werden die einzigen seyn, die auf die Nachwelt kommen werden. Wenn der Ton erhaben, edel und sublim ist, so wird der Autor auch zu allen Zeiten gleich bewundert werden.

ENDE.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Hermann, Benedict Franz Johann von,

Büffons Geist, oder Kern seiner Naturgeschichte

St. Petersburg 1783

H.nat. 86
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10074956-5
VD18 13459082